FASCHINGS-BREVIER

1885

Faschings-Brevier

für das Jahr 1885.

Herausgegeben

von

Johannes Bohne und **Hermann Conradi.**

Motto:
„Μεγάλη ἡ ἀλήθεια καὶ ὑπερισχύει".

Zürich 1885.
Verlags-Magazin.
(J. Schabelitz.)

Vorbemerkung.

Durch rein äußerliche Umstände ist das Erscheinen des „Faschings-Breviers", das ursprünglich Mitte Januar herauskommen sollte, einige Monate verschoben worden. Der Fasching ist nun zwar vorbei — aber wir hoffen, daß das Buch trotzdem noch Leser und Gönner finden wird. Ist doch unser Faschings-Motiv kein für einen bestimmten Zeitpunkt nur gültiges. Wir haben vielmehr allgemeine Erscheinungsformen des Lebens einmal zur Abwechslung in diesem Sinne, der zweifellos eine gewisse Berechtigung hat, gedeutet.

Und um auch äußerlich den Einklang herzustellen, planten wir ein Erscheinen zum wirklichen Jahres-Fasching. Leider wurde es vereitelt.

Sollte diesem Versuche im nächsten Jahre ein zweiter, hoffentlich vollkommenerer, folgen, so werden wir Sorge tragen, daß der zweite Jahrgang pünktlich mit dem Geläut der ersten Narrenschelle erscheint . . . . .

Die Verfasser.

Faschingsbotschaft an die getreuen Unterthanen.

Hört ihr das Schellengeklingel, das Narrengeläut, ihr Menschenkinder? Eilt herbei in lustigem Zuge, tanzt mit im Faschingsschwarm, dem tollen, lebt, lebt — was ist das Leben anders als ein schnell verbrausender Faschingstraum, geträumt von Narren und Kindern!

Leben — höchste Wonne! — Narrsein — berauschendes Glück!

Ihr braucht euch ja gar nicht die Maske vor das Gesicht zu stecken, ihr braucht euch nicht die Kappe auf den Kopf zu drücken und nicht die Worte zu verstellen — kommt nur, wie ihr seid, im Werkelrock oder Sonntagswamms, im Bettlerkleid oder Fürstenrock, im Gewand eines freien Mannes oder im schillernden Dienerkostüm — so seid ihr schon die besten Narren, die man denken mag.

Fürstin Thorheit, die ein weites Reich und eine weite Hand hat, zu geben und zu nehmen, und Göttin Eitelkeit, die Allsehende und Allblinde, sitzen schon lange auf dem Thron eures Herzens — gönnt nun auch dem Prinzen Karneval sein Scepter, — es drückt nicht, es ist ein Zauberstab für das arme gequälte Menschenherz, es lindert sein wildes Zucken und bannt die Dämonen und beschwört lustige Geister herauf . . .

Hört, wie die Schellen klingen, die Klappern lärmen! kommt, kommt, denn euer Antlitz ist Maske, euer Kleid das echte Narrengewand und eure Seele der süßen Thorheit voll — ihr seid vollkommene Schelme von der Sohle bis zum Scheitel.

Habt ihr sie doch gefunden, das Endziel alles Menschlichen, die höchste Wahrheit und Weisheit — seid fröhlich und freuet euch — sie heißt Narretei, Rausch und welche Gestalten sonst noch in unserem Zuge schwärmen.

Habt keine Furcht vor Himmel, Hölle oder Fegefeuer, vor euch selbst und euresgleichen, denn die Narrenkönigin Hoffnung, die die Allmacht hat, daß sie jedem Narr erscheint, wie sein blödes Herz es wünscht und verlangt, sie sitzt zu Gericht und spricht sie alle selig, alle —

Ach, wie sie sich so trunken in die Arme sinken, alle die Seligen —

Wer spielt da so laut auf und läßt die lieben Kinder tanzen nach seinen Pfeifen und Posaunen? Du bist es, Tochter der Königin, Ruhmsucht in goldenen Flittern — sei gegrüßt, du heilige Cäcilie —

Folgt ihr, Kindlein, so werdet ihr die allerschönsten Schelme und bekommt die schönsten Kappen —

Vorausgesetzt natürlich, daß ihr noch besser werden wollt; nun, das wollt ihr ja alle, alle . . .

Hört die Kunde, das Narrenevangelium!

Sei verliebt, du bist ein Narr —

Sei fromm, vielleicht bist du es auch, je nachdem du dich selbst betrügst —

Liebe wahr und echt — das kann nur eine Lüge sein —

Sei begeistert für Ideale, funkelnde, gleißende Ideale, die — in deinem Hirn! — schimmernd erglänzen wie Irrlichter im Walde, wie das Mondlicht in den Kirchenfenstern — ha, ha, hört ihr die Schellen klingeln! —

Sei nüchtern, Menschenkind, wie salziger Häring und trockenes Brod, wie hungernder Magen und etzliche deutsche Dichter und Professoren — nun, so bist du ein Narr gewesen, und wirst bald ein größerer sein —

Sei hülfreich und gut, bald läßt der Schelm die Kappe hervorlugen wie Schneckenhörner, wie graue Ohren unter einer Löwenhaut.

Gott, das hieße gar die Narretei übertöpeln wollen und wie der Blitz würde sie dich für den sträflichen Uebermuth wieder am Kragen haben. —

Spielt, jubelt, singt, tanzt, jeder nach seiner Weise, nach seiner Façon, ehe der graue Tag dämmert, an dem ihr — weiche von hinnen, Satanas!

Der graue Tag!

Aschermittwoch, du Erzfeind, du Hölle, du Ahriman für die armen Narren —

Hat auch dich ein Schelm erdacht?

An die Tische setzt sich eine graue Gestalt, fahl und bleich. Der Schwarm hat sich verlaufen. Wohin? Noch klingen einige lustige Weisen aus der Luft — doch sie wimmern wie Todesklagen — vorbei der Jubel, das Singen und Lärmen — es gähnt uns an wie Sterbehauch —

Grausige Langeweile klappert mit den Zähnen —

Du hast gesündigt; in den Staub, in den Staub! Gnade! —

Wie sie zittern und beben, die armen Kreaturen — Gnade! —

Und sie rutschen auf den Knieen; und Magdalenens langes Haar flattert um die nackte Brust und will sie verhüllen — und sie ringt die Hände —

Und der Gottesläugner sucht in seinem Hirnkasten nach, ob er noch die Worte fände, die er zu einem lallenden Gebete könnte zusammenflicken —

Ein Pfäfflein will sich die verlorene Keuschheit wieder in den Leib geißeln — sie kommet nicht wieder —

Blut fließt — . . .

Gnade! Gnade!

Sie jammern, sie stöhnen, sie stammeln und lallen —

Vergebens —

Ha, ha, ihr Narren! — ha, ha, ihr Schelme! —

Das ist das Leben; habt ihr die Weisheit bedacht? . . .

O ihr Kleingläubigen — Aschermittwoch, der graue Tag, ist auch nur eine Wonne dem Narrenherzen — es bedarf seiner — wie der Tage des Jubels —

Doch tröstet euch, ihr Kleinmüthigen, er liegt noch weit ab; noch leuchtet der Sonne goldenes Strahlengewand über die Lande,

noch klingen die Lieder, noch schallen die tollen Weisen von Mund zu Munde.

Und mischt sich einmal ein Seufzer hinein, der verhallt ungehört, wenn ihr ihn nur nicht hören wollt —

Ihr, unsere hochwohlnärrischen Untertanen, kommt nun alle herbei, zieht mit an dem Wagen, auf dem die Narretei thront.

Ach, ihr Joch ist leicht, und ihre Bürde ist sanft — ihr braucht euch ja nur selber zu schleppen.

Es ist euch erlaubt zu schwärmen, eure Schellen erklingen zu lassen. —

Ha, ihr zieht schon heran, der Ruf hat euch erreicht!

Da kommen sie die Narren in ihren bunten Kleidern, mit ihren vollen Herzen und tiefen Köpfen —

Fasching, nimm deinen Lauf!

Sei gegrüßt, erhabene Menschheit!

Sei gegrüßt, getreues Narrenvolk!

Nun taumelt, lärmt, singt, treibt euer Narrengeschäft — lebt, lebt! —

O glückselig der Augenblick! Lustig! Lustig! — — —

Zwei Vorlesungen des Professors Tand von der misosophischen Höhnischberger Fakultät.

I. Die Kritik der praktischen Narrheit.

„Meine Narren!“ — so fängt der Professor ganz leise an zu flüstern — „Sie wissen“ — und seine Stimme geht zum Forte über — „daß wir Misosophen erst dann“ er schlägt mit der Faust auf's Katheder — „den Begriff eines Dinges als vollständig anerkennen, wenn wir es nach Ursache und Wirkung verkannt haben.“ — Jetzt spricht er wieder so piano, daß ein allgemeines Schellengeklapper ihn unterbricht und nun hat er erst den

rechten Ton gefunden und fährt ununterbrochen fort. — „Nun gut, ich werde den Begriff der praktischen Narrheit nach diesen beiden Richtungen klar mißzuverstehen suchen und als der erste eine wirkliche unwissenschaftliche Theorie der praktischen Narrheit aufstellen. Ehe ich Ihnen aber, meine Narren, meine subjektiven Anschauungen unklar mache, führe ich Ihnen den Spruch einer Autorität vor, der sich Jeder von Ihnen willig beugen wird. Ich hoffe, Sie werden alle noch so viel Achtung vor dem Volk haben, daß Sie vor ihm den Rücken beugen und aus vollem Herzen dem Spruch beistimmen: vox populi vox dei. Ja, die Volksstimme ist das Wort eines Gottes, der da erheben und vernichten kann. Erläutern wir das an Beispielen, meine Narren! Also das Volk erklärt den einen für einen genialen Dummkopf! Man nimmt den Hut ab und bedauert ihn. Die Volksstimme nennt einen andern einen dunklen Ehrenmann. Man schüttelt ihm die Hand und mißtraut ihm. Einen dritten brandmarkt sie als Schurken. Man speit vor ihm aus und beachtet ihn. So groß ist die Autorität, daß man sich ruhig des Urtheils begibt und blindlings glaubt. Also meine Narren, auch Sie werden sich davon überzeugen lassen und durch Ihren Glauben die Zeit und Blut raubende Gedankenarbeit des Prüfens sich sparen. Nun gut, zugegeben also, daß das Volk richtig urteilt — Obersatz — und daß ein Sprüchwort ein Volksurtheil ist, — Untersatz — so ist — unlogischer Schluß — folgendes Sprüchwort: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit" richtig. Beachten Sie diesen Syllogismus wohl. Es läßt sich viel daraus folgern. Nämlich ein Urtheil über die ethische Wirkung der praktischen Narrheit. Sie geben zu, daß es eine allgemein anerkannte ethische Forderung ist, die Wahrheit zu sagen und die Lüge zu meiden?

Diese ethische Forderung erfüllt also der Närrische nach dem kompetenten Urtheil des Volkes. Selbstverständlich gilt aber auch die Umkehrung des Wortes, nämlich: Wer die Wahrheit sagt, ist ein Narr! Daraus ergibt sich übrigens ein hübsches praktisches Experiment, das ich Jedem, der es mit der Wissenschaft der praktischen Narrheit ernst meint, der im Innersten wirklich närrisch

zu sein glaubt, auszuführen empfehle: nämlich die unter Ihnen, meine Narren, die sich der Theologie ergeben haben, mögen, wenn sie einst ein Amt und reiche Pfründen haben, hingehen und also sprechen: „Hochverehrtes Konsistorium! es thut mir leid, bekennen zu müssen, daß ich ein moderner Heide bin; ich gebe daher freiwillig mein Amt und meine reichen Pfründen auf.“ Verlassen Sie sich darauf, daß das Volk sofort mit dem Urtheil bereit ist, daß Sie ein veritabler Narr sind. Oder die Herren Mediziner unter Ihnen mögen ihren Patienten versichern, daß sie ihnen leider nicht helfen können, trotz Medizin und Badereise. Das Volk wird ganz unfehlbar auf Narrheit diagnostiziren. Ich könnte Sie mit noch vielen Beispielen anführen, aber das werden Sie schon selbst besorgen. — Uebrigens halte ich es in meinem misosophischen Gewissen durchaus für geboten, die Ermahnung hieran zu knüpfen, daß Sie, meine Narren, Ihre Narrheit praktisch ausüben und das Zeichen derselben, die Schellenkappe, stets mit Ehren tragen mögen. Die Schellenkappe sei Ihnen zugleich die Märtyrerkrone als Paukanten für die Wahrheit.

Jedoch — um wieder zu meiner Beweisführung zurückzukehren — führe ich Ihnen eine zweite Wirkung der praktischen Narrheit vor. Sie gestatten, daß ich wieder einmal citiere — das ist ja heute Mode — und zwar ein Sprüchwort: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Kluge beantworten können.“ Betrachten wir zunächst den Begriff „Fragen“ einmal näher. „Fragen“, das äußere Zeichen für „Wissenwollen“, entsprungen aus dem lebendig sprudelnden Erkenntnißtrieb, zeugt von spontaner Geistesarbeit, zeugt schließlich von der Erfassung der Lebensprobleme. Nun aber gar so zu fragen, daß zehn Kluge keine Antwort darauf haben, ist gewiß das Zeichen eines tief in das Wesen der Dinge eindringenden Geistes. Solchen Geist, solchen echt misosophischen Geist, nennt man Narr. Ich glaube Ihnen damit bewiesen zu haben, meine Narren, daß die Narrheit eine intellektuelle Wirkung und zwar die beste und schönste hat. Erläutern wir auch das durch ein Beispiel. Also ein Narr fragt: „Warum bin ich?“ Da werden die Klugen in Verlegenheit sein

und sagen: „Du Narr, wenn du's selbst nicht weißt, woher sollen wir's denn wissen?" Aber bedenken Sie, was in der einen Frage alles liegt. Ein Nachdenken über das ungelöste Räthsel der Beziehung des einen Menschen zum andern, basirt auf dem Grund der Erkenntniß des eigenen Seins; ein Nachdenken ferner über die Beziehung des Menschen zum All, basirt auf der Ueberzeugung von der aprioristischen Idee der Causalität. Kurz und gut, so fragt der echte Misosoph, der echte Narr.

Ich gehe nun zum zweiten Theil über. Er wird, wie oben nicht verschwiegen war, über die Entstehungsursachen der Narrheit als praktische Forderung handeln. Ich stütze mich dabei auf zwei Hülfssätze. Erstens auf den Satz von dem in uns begraben liegenden Sittengesetz, dessen Vorhandensein ich in der Kritik der reinen Narrheit genugsam zu beweisen gedenke, zweitens aber auf den in unserer Erfahrung gegebenen Satz vom menschlichen Erkenntnißtriebe; bei Weibern „Neugier" genannt — allgemeines Gelächter im Auditorium, wie immer, wenn von Weibern die Rede ist. — „Also da die praktische Narrheit eine unbedingt sittliche wie intellektuelle Wirkung hat, ist es nicht eigentlich ganz selbstverständlich, daß sie einfach eine praktische Forderung des in uns begrabenen Sittengesetzes und unsers Erkenntnißtriebes ist? Ich brauche wirklich über die Entstehung nichts weiter hinzuzufügen und schließe diese Vorlesung mit dem Wunsche, daß Sie alle recht tüchtige, praktische Narren werden mögen und die nöthige wissenschaftliche Erkenntniß über die reine Narrheit im Gegensatz zur praktischen aus meiner Vorlesung über die reine Narrheit, die ich demnächst halten werde, schöpfen." — Allgemeines Stampfen und Schellengeläute, die üblichen Beifallsbezeugungen, begleiteten den Professor schnell zur Thür hinaus.

II. Die Kritik der reinen Narrheit.

Die Vorlesung des Professors Tand von der Höhnischberger misosophischen Fakultät über die „Praktische Narrheit" war vom gesammten Narrenauditorium mit großem Beifall aufgenommen

worden. Es ließ sich also erwarten, daß wieder ein zahlreicher Narrenschwarm der zweiten Vorlesung über die „Reine Narrheit“ beiwohnen würde. Und so war es denn wirklich. Wer beschreibt aber das Erstaunen der Versammlung, als statt des erwarteten Professors ein noch junger, aber doch schon ganz närrischer Dozent der Misosophie das Katheder bestieg und also anhub: „Meine Narren!“ — Das war gar nicht originell, denn so fangen alle Professoren der Misosophie an — „Unser allverehrter Meister, der Professor Tand, wird seine Vorlesung leider nicht halten können, da er, um sich der reinen Narrheit ganz zu ergeben, in ein Institut getreten ist, in dem er allein ein wahrhaft närrisches Leben führen zu können glaubt. Nun hat er mir aber brieflich seine Kritik der reinen Narrheit — wenn auch nicht streng systematisiert, so doch hinreichend umständlich — mitgetheilt und ich glaube am besten zu thun, wenn ich Ihnen die Briefe vorlese. Ich möchte auch selbst die rein persönlichen Bemerkungen nicht fortlassen, da sie besonders geeignet sind, die Person unseres hochverehrten Meisters in schöner Weise zu charakterisiren. Sie gestatten also?“ — Das übliche Beifallsgetrampel gibt die Erlaubniß —

Unser Meister schreibt:

Halle, an einem Tage, der seit der Erschaffung der Welt noch nie da war und nie wiederkehrt. Im Institut zur Pflege reiner Narrheit.

Mein junger College!

Sie sind noch nie Mönch gewesen? Nun denn, wie sich im Mönchskloster allein die Frömmigkeit — Sie wissen, was für eine Frömmigkeit ich meine — bewahren läßt, so in diesem Institute allein die Narrheit. Es ist das wirkliche, wahrhaftige Conservatorium der Narrheit, in dem man immer tiefer in die Mysterien menschlicher Narrheit dringt. Ich glaubte schon Wunder was für ein großer Narr zu sein, daß ich, um auf der Welt klug und gut zu bleiben, im Praktischen ein Narr war. Nein, das war noch gar nichts. Hier ist man auch in der Theorie

durch und durch Narr, man besitzt also die reine Narrheit. Da Sie das Wesen derselben jedenfalls nicht kennen, werden Ihnen meine Schilderungen von Interesse sein.

Wir praktischen Narren, wir geben gern zu, daß wir eben wirklich die Narren sind und Andere die Vernünftigen. Aber wir sind trotzdem in der Praxis närrisch, weil es ein Erforderniß des in uns liegenden Sittengesetzes ist. Die reinen Narren dagegen halten sich wahrhaft für vernünftig, streifen den Ehrentitel Narr ab und diktiren ihn den klugen Weltmenschen zu. Da habe ich ein prächtiges Beispiel kennen gelernt; ein Mann, dessen Umgang Ihnen, mein junger College, gewiß große Freude bereiten würde. Er befindet sich nicht freiwillig in diesem Institut, sondern durch die Machinationen seiner Verwandten, die er übrigens so sehr verachtet, daß er ihnen den Aufenthalt, in dem, was er Narrenhaus nennt, in der Welt, mit dämonischer Freude gönnt. — Es war ein reich begüterter Mann und trug auf dem Haupt eine siebenzinkige Grafenkrone. Er machte sich aber den seltenen Spaß, einen Zinken nach dem andern abzubrechen, um nicht mehr zu haben als andere Leute; er war von der Wahrheit, daß vor Gott und dem Gesetz alle Menschen gleich sind, so vollkommen durchdrungen, daß er seine Habe zum großen Theil den Armen austheilte, das für sich Nöthige selbst durch angestrengtes Mühen als Arzt — er hat Medizin gründlich studirt — erwarb. Daß er nicht Alles vertheilt hat, verdankt er dem Bemühen seiner Verwandten, wie schon gesagt, recht klugen Leuten, die ihn unter Curatel stellen ließen und seinen hiesigen Aufenthalt veranlaßten. Als reiner Narr fühlt er sich aber hier sehr wohl, verkehrt wahrhaft brüderlich mit allen hiesigen Gästen; er wird nächstens sich bemühen, das Institut vom deutschen Reiche auszusondern als selbständige Republik, hofft dabei auf Zustimmung des Landesfürsten und wird dann hier der Organisator eines Idealstaates werden. Er verfügt seiner Ansicht nach über ungeheure Reichthümer, die er in den Dienst dieser neuen Republik stellen wird. Nicht wahr, junger College, Sie merken den Unterschied? Der Mann ist reiner Narr, trotz-

dem er zu bescheiden ist, es einzuräumen. Wir, die wir auf unsere Narrenweisheit stolz sind, werden ihn anstandslos für einen der Unsrigen halten und halten fest an der Hoffnung, daß die Narrheit die Vernunft noch mit der Zeit besiegen wird. Es entbietet Ihnen, junger College, seinen Gruß

Ihr alter Narr Tand.

Dithyrambe.

Schaumgeborne Aphrodite,
Holde Göttin, steig' hervor,
Steige heraus aus dem flammenden Bade,
Wandle mit uns an dem blüh'nden Gestade,
Auf dem blumenbestreuten Pfade
Führ' uns zu deinem Tempel empor!
Hör' unsre Bitte!

Hohe Herrin aller Lande,
Wir erwarten unser Geschick.
Unsre Seelen, sie sind dein eigen,
Wenn durch der Mädchen wiegenden Reigen
Flieget dein Auge und heiliges Schweigen
Fesselt die Zunge, befreiet den Blick
Und schlägt ihn in Bande.

Wie das Meer, dem du entstiegen,
Um die Welt die Arme schlingt,
Deine Wonnen die Seelen durchfließen,
Lodernde Gluth in die Adern sie gießen,
Nieder sinkt berauscht dir zu Füßen,
Wer den duftigen Athem trinkt
In lechzenden Zügen.

Rosenkränze, in die dunklen
Locken schlinget purpurn euch,
Löset des Gürtels Band von den Hüften! — —
Wie es rauscht so lind in den Lüften,
Wie durch die Bäume zieht seltsames Düften,
Wie die Wellen durch's grüne Gesträuch,
Die plätschernden, funkeln!

Mädchen, nicht das Köpfchen neige,
Rosig glüht dein hold Gesicht;
Müde, müde die Glieder dir hangen,
Gluthenvoll doch und voll zärtlich Verlangen,
Mich mit versehrendem Kuß zu umfangen
Im rosigen Schatten der Bäume, die dicht
Voll blühender Zweige.

Sieh die Göttin lächelnd neigen,
Nickend Gewähr das herrliche Haupt,
Führend die Wünsche zum blühenden Siege!
Oeffne die Arme; ich eile, ich fliege,
Eng in die bebenden Glieder mich schmiege!
Ich fasse dich fest — und Küsse geraubt —
— Dann seliges Schweigen! —

Tarnkappe und Narr'nkappe.

Eine erbaulich-verbauliche Glosse.

Von sechs Worten — vier, die sich reimen lassen!

Wenn das nicht staatsgefährlich ist — was dann? Ich wüßte es nicht! . . .

Ich sage absichtlich: „staatsgefährlich"!

Denn da heutzutage im Staate die Ungereimtheiten patentirt werden, so ist Alles, was sich reimt, staatsgefährlich . . .

Das kann Jeder begreifen!

Darum auch die Blüthe unserer Poesie!

Sie ist die ehrliche Schwester der Politik . . .

Aber ich schreibe keinen Leit(d)artikel über Staat und Kunst — ich halte mich weder im Einen noch im Andern für competent...

Schönes Wort: „competent!"

„Mitstreber!"

Da haben wir's!

Der Ehrgeiz — das Streberthum — sehr parvenürlich — unmanierlich! . . .

„Ein garstig Lied!"

Pfui!

Auch ein Bacillus!

Und im Grunde? Der Bacillus der Narrheit — des Faschings — des Carnevals!

So kommt man vom Hundertsten in's Tausendste!

Könnt' ich's Ihm doch auch in den Tantièmen nachmachen!

Recipit eine „Idee" — und Er kommt wahrhaftig aus den Hundertsten in die Tausendsten!

Hört man aber nicht auch hier die Schellen und Klingeln der Narr'nkappe?

Mir summt so Etwas vor den Ohren — als sänge man unserer Bühne ein lustiges Renaissance-Lied!

Ja! Ja! Die Narr'nkappe ist eine Tarnkappe — hilft Alles nichts!

„Wieso?" fragt ein angegangener Gedanken-Leser . . .

Und ich soll in meiner wüsten Allerwelts-Faschings-Stimmung Lust und Geduld zu einer logischen Deduction haben?

Viel verlangt!

Aber ich will's versuchen . . .

Die Narrheit ist nicht mehr Staats-Monopol wie z. B. unter Arminius III., der — doch darüber hält sich Klio den Mund zu!...

Vielleicht ist er ihr auch zugeklebt . . . „Wer weiß es?"

Eine „Zeitfrage"!

Heute, wo die Spatzen auf dem Dach und die Krähen in der Spinnstube das Lied vom Individualismus pfeifen und krächzen, denkt Jedermann auf gut Französisch: „l'état c'est moi!"

Also ist die Narrheit das Welt-Monopol geworden! . . .

Wir brauchen uns der Löcher in unsern Philosophen-Mänteln nicht zu schämen . . .

Wir brauchen nicht zu thun, als ob . . . wir geben uns, wie wir sind . . .

Wir sind allzumal Narren!

Denkt an das prächtige Kastenthum in Staat und Leben!... An die „Ordnungen".

Denkt an das famose Capitel von den „Orden"!

Denkt an die Eisenbahnwagen erster — zweiter — dritter — vierter Klasse — incl. Viehwagen für Zurückgebliebene oder Sitzengebliebene . . .

Denkt an — doch da fällt mir eine sehr nette Illustration ein: Neulich stehe ich in einem Bazar — kaufe für mein Vielliebchen einen rococolichen Fächer — da tritt eine junge Dame an den Ladentisch — wahrhaftig: ein prächtiges, schmuckes, herziges, leckeres, „thaufrisches" Dirndl aus Unheiligenblut — schlägt verschämt die braunen Sternlein nieder und lispelt: „Bitte, ein Paket Closetpapier für gebildete Stände!"

Da habt ihr's!

„Sogar hier gähnt die Kluft!" dachte ich Entsetzter . . .

Ich nestelte eine Weile an meinen Handschuhen — endlich fand ich den Muth, leise zu fragen: „Was ist der Unterschied zwischen dem Papier für gebildete Stände und nicht gebildete? . . ."

Aus den Augen der sonst ja ganz niedlichen Merkur-Jüngerin schoß ein spöttischer Blick . . .

„Das wissen Sie nicht? Sie Armer! . . ."

„Bitte, sagen Sie's mir doch — ich stehe wie auf Kohlen! . . ."

„Muß man das auch noch ausschwatzen! . . . Das Papier für die Gebildeten liefert der Verleger — damit seine armen Gedruckten doch wenigstens an einem Orte gelesen werden, da sie sonst doch Niemand liest — und das Papier für die unteren Stände liefern die Wohlthätigkeitsvereine, milde Stiftungen und sonstige Missions-Gesellschaften! . . ."

„Welche Species geht besser — die für die Gebildeten oder die andere?"

„Beide etwa gleich gut . . . die Lieferanten sind fast zu eifrig . . ."

Ich brach das delicate Gespräch ab — — O Menschheit! Menschheit! Menschheit!

Ist aber diese kleine Scene nicht durchschlagend wie Curella's Brustpulver?"

„*Ἐγκώμιον μωρίας!*"

Aber ich bin immer noch nicht auf die Tarnkappe gekommen! Was ist das eigentlich für ein Ding?

Ein gar zu schnurriges! So eine Art Schminke nämlich, aber eine Schminke von distinguirter, feiner, satyrisch-beißender Art — schier so ätzend und beißend, daß die ganze Persönlichkeit in Rauch aufgeht, wenn man sie den Haaren oder sonst einem schminkwürdigen Körpertheile zu nahe bringt! . . .

Ein sehr praktisches Ding, wahrhaftig, für Leute besonders, denen es plötzlich wanderselig zu Muthe wird oder auch werden muß! . . .

Schade nur, daß wir modernen Hochmuthsbeflissenen die famose Kappe nicht mehr zurechtschneiden können — das Rezept ist verloren gegangen . . . Im dreißigjährigen Kriege, glaub' ich . . .

Und doch haben wir keinen eigentlichen Grund zur Landestrauer . . . Sintemalen eben die moderne Narr'nkappe — das Wappen unserer Zeit — das Symbol unseres Lebens — der alten, ehrwürdigen Tarnkappe aus Großvätertagen in ihren raffinirten Effekten nicht viel nachsteht! . . .

Denn sagt, ihr Alle, die ihr mittanzt im lustigen Carneval des Lebens — sagt, vergeßt ihr nicht darüber — über das Feiern bei Tag und bei Nacht — den eigentlichen Kern eueres Wesens? Und vergessen nicht auch, oder besser: lernen ihn je die ergründen, die mit euch hasten und stürzen, zechen und blechen — die mit euch um das goldene Kalb tanzen — mit euch nach den goldgleißenden Früchten des Lebens haschen? . . . Ist nicht der Fasching und sein Zeichen, die Schellenkappe, ein Trank, den ihr hinunterstürzt, der euch honigsüß und köstlich dünkt? . . . Und ihr schlürft immer toller und toller und ihr verliert euch immer mehr und mehr — bis ihr nur noch lebt wie im Opiumrausch — mag nun wahre und wahrhaftige Lust, sprühend, schäumend, bacchantisch, euch an ihren Wagen fesseln oder die Nebelluft der Alltäglichkeit, die ebenso giftig und betäubend wirkt wie die weindünstige Stickluft beim Bankett der Schwelger und Schlemmer . . .

Das Geläute der Narr'nkappe zieht durch die ganze moderne Welt . . . Nun — ist es denn einmal so: die rollende Kugel halten und bändigen wir doch nicht! Abgethan sei der letzte Zweifel —

das letzte Empfinden der Reue erstickt — schlage sie zu, die Pforte, die zum Allerheiligsten deiner Seele führt — „vergiß deiner Mutter Wiegengesang!" — Vergiß Alles, was dir theuer gewesen in deiner Jugend Schwärmertagen — — wirf dich auf's Roß der entfesselten Leidenschaft und gehe auf für Phantome auf dem weiten Markte des Lebens oder im engen Gemach, wo sich dein Weib an dich schmiegt, mit ihren Küssen dich trunken macht, an ihre weißen Brüste dich zieht — um dich zu verrathen, ehe der Hahn auch nur einmal gekrähet hat ...

Du aber weißt das nicht — warum sollst du das wissen oder denken? ...

Thust du denn anders?

Also!

Gehe unter im Taumel üppigsten Genusses oder verknöchere im Taumel eines kindischen Wahnes: Du hast dich verloren oder nie gefunden — du Glücklicher!

Oder? ...

Der allerneuste Tannhäuser.

„Gnädige Frau haben gut geschlafen?" —

„Und Sie, Verehrtester?" —

„Danke, ausgezeichnet. War es gestern nicht herrlich — Sie haben mich bezaubert durch Ihr Spiel, begeistert, entzückt, o die Skala der Gefühle, die Sie mich durchlaufen ließen, war unendlich — und dann das Souper — "?

„Das war das Schönste!"

„Ja, denn Sie waren dabei!"

Die gnädige Frau gähnt leise — er lächelt und sagt:

„Aber Sie sind noch müde, meine Beste — Sie müssen sich mehr schonen — lassen Sie einige Tage die Bretter im Stich, die langweiligen Gesellschafter — es wär' für Sie heilsam."

„Also das finden Sie heraus — und Sie, mein Freund?"

„Ich werde entzückt sein, Ihre Lebensgeister neu beschwingt zu seh'n" —

„Sie beginnen mir langweilig zu werden, mein Freund," lautet die Antwort, und dabei läßt sie das duftige Spitzentuch auf den Teppich fallen, und ein leiser Blitz der dunklen Augen zuckt über ihn hin.

Er hat es nicht bemerkt — sonst war er immer zugesprungen, galt es, ihr eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen. — Die Zeiten haben sich geändert. — Sie richtet sich im Divan hoch, der schlanke Arm taucht aus dem leichten Gewebe des Morgenkleides hervor und hebt das Tuch wieder auf. Sie wedelt sich damit Kühlung zu und spricht weiter zu ihm, der, sein Pincenez putzend, nachlässig in seinem Stuhl lag:

„Sie waren so gütig, mich heute Abend begleiten zu wollen." —

„Ja — und Sie gehen doch mit — ich rechnete bestimmt darauf —"

„Ich fühle mich nicht aufgelegt —"

„Ach —"

„Ich muß also dankend ablehnen."

„Gott, ja Sie müssen sich schonen, ich erkenne es gerne an — aber heute Abend — die schönsten Vorbereitungen sind getroffen, — darf die Königin des Festes fehlen? nein, das schlagen Sie sich aus dem Sinn, meine Gnädige — denken Sie, Ihr herrliches Kostüm — als Königin der Nacht. — Ach, es ist für mich schmerzlich, so zurückgewiesen zu werden!"

„Pah — Sie werden es verschmerzen, Herr Baron!" —

Er sprang auf.

„Und wieder dieser Ton, — dann bleibe auch ich!"

„Sie bestrafen mich gräßlich — thun Sie, was Ihnen gut dünkt!"

„Gestern waren Sie doch noch so eingenommen von dem Feste, und heute? diese Apathie! Ich begreife Sie nicht mehr."

„Möglich, mein Freund — sehr leicht möglich — triviale, alte Geschichte von Gestern und Heute. — Nennen Sie es Laune von mir — gut, ich verarge das Niemandem."

„Wie immer, kapriziös!“ murmelte er vor sich hin; — sie mußte es natürlich hören.

„Richtig, sonst wäre ja das Leben so langweilig, so erbärmlich langweilig — Gott, wie sind Sie es heute, Baron!“

„Sie sind grausam!“ sagte er, doch in seiner Miene sprach sich nicht der geringste Schmerz über grausame Behandlung aus. Manche Menschen können sich eben wunderbar beherrschen und wenn sie sagen: „Hochverehrter Herr, Ihr ganz ergebener Diener!“ möchten sie diesem hochverehrten Herrn am liebsten ganz ergebenst — doch wir sind Kulturmenschen und gesittete Leute und der Herr Baron war auch einer!

Das wird sich bald zeigen. Er sagte nämlich:

„Gestatten Sie, daß ich mich für jetzt empfehle?“

„Gehen Sie, mein Freund; lassen Sie sich durch meinen freiwilligen Verzicht nicht abhalten. — Wann darf ich auf den nächsten Besuch rechnen?“

„Ich weiß noch nicht — aber —“

„Kommen Sie! Sie werden mir angenehm sein, wie immer. Adieu, mon cher — und dann noch Eins, suchen Sie sich zu trösten, Freund Tannhäuser!“

Sie reicht ihm nur wenig die Hand.

Er küßte sie voll Ehrfurcht.

„Bezaubernde Venus!“ stammelte er und verließ das kleine heimliche Boudoir.

„So, das wäre überstanden,“ sagte er zu sich, als er das Vorgemach durchschritt und den Handschuh über die rechte Hand zog — am kleinen Finger der linken trug er nämlich einen köstlichen Brillantring, den mußte er schonen. — Ninette, das vertraute Kammermädchen der Gnädigen kommt ihm entgegen. „Wetter, Mädel, bist du heute hübsch,“ sagt er und kneift ihr vergnügt in die frischen Wangen. Dann steigt er, den jüngsten Walzer pfeifend, die Treppe hinunter.

„Famose Geschichte —!“

Mit diesem Orakelspruch verließ er das Haus. — —

Wir sind Epigonen.

Die Literaturgeschichte und Darwin haben Recht.

Ben Akiba ist der Dritte im Bunde.

Unsere Zeit ist reich an Narren und doch greifen wir immer zu den alten Herren Prometheus, Ahasver, Faust, Tannhäuser u. s. w., zurück. — Aber wie! —

Ahasver, der arme Kerl, wird nie sterben. O furchtbare Existenz. — Prometheus ist ein Frauenzimmer geworden und Faust wird nächstens eine Maschine erfinden, mittelst der man Mädchen nicht verführen kann. Das wird überhaupt gänzlich abgeschafft werden müssen, wenn die Welt der Philosophie der Erlösung theilhaftig werden soll. —

Da dieses zweifelhaft ist, wird wohl Tannhäuser, der, nebenbei bemerkt, ein ächter Vetter des Ahasver ist, so leicht nicht zu Ruhe kommen.

Mit vollem Recht.

Der alte Tannhäuser war ein echter Mensch und Sänger, der neue, ein Pessimist, raffinirt wie alle, vergleichbar einem Kinde, das, ehe es in's warme Bett kriecht, erst tüchtig sich von der Kälte ausfrieren läßt im bloßen Hemdlein. — Diese Beiden verdienten ihren vollen Platz in diesem Brevier für natürliche Menschenkinder. — Unser ganz neuer Tannhäuser repräsentirt aber mehr, wie jene, eine mächtig große Klasse der heutigen Menschen — leider — Gott sei Dank, — daß er der nüchternste Narr für die ihn besser verstehende Mitwelt sein wird.

Fahren wir in unserer Geschichte fort.

Als der Herr Baron aus dem traulichen Gemach herausgetreten, sprang das schöne Weib vom Divan auf und schellte.

Ninette kam herein und blieb an der Thür stehen. Ihre Herrin war sonderbar erregt; der volle Busen wogte, das weite Gewand ist ihr zu eng geworden, — sie hat es bis zum Halse gelöst. Ihre Augen glühten.

„Gnädige Frau —" fragt Ninette —

„Ist er fort?" —

„Der Herr Baron? Ja! Er schien sehr niedergeschlagen." —

Der Herr Baron hatte Ninette nämlich sonst immer geküßt und heute nur —

„Sprich mir nicht wieder von ihm. Schicke sofort zu Madame Lerrant, meiner Modistin, sie weiß schon Bescheid, sie könnte sofort nach Tisch kommen. Und ferner, wenn der Herr wieder einmal kommen sollte, bin ich nicht zu Hause."

Ninette verschwindet. Die gnädige Frau ist allein.

Sie schaut in den Spiegel.

„Noch habe ich nicht ausregiert! Hüte dich, du sollst staunen über die tolle Farce — ha ha, das soll lustig werden — noch einmal sollst du mir büßen — dann fort —"

Sie ist ganz in der Betrachtung ihrer Reize, des Zaubers ihrer üppigen Erscheinung versunken.

„Noch bist du treu, alter Freund!" nickt sie in den Spiegel hinein und das schöne Haupt drinnen antwortet mit gleichem Nicken.

Der Herr Baron schwamm heute Abend in Entzücken. Er hatte einen historisch, anatomisch und physiologisch geschulten Schneider, welcher Kleider und Leute machen konnte. Er hatte ein Verhältniß gebrochen, das ihm lästig zu werden drohte, wie ihm überhaupt jedes lästig wurde, was über eine bestimmte Zeit hinaus dauerte, endlich hatte er arg berechtigte Hoffnungen heute ein neues anzuknüpfen. Die kleine, niedliche Soubrette vom Opernhause — ach, er strahlte vor Wonne. Abwechslung muß sein. Nach dem Kothurn der Soccus. Sie hatte ihm erlaubt, heute Abend auf dem Kostümfest ihren Führer abzugeben. Er trug ihre Farben, trotzdem er als Tannhäuser erschienen war, der doch bekanntlich nur das Weib und nicht ein Weib liebt.

Sein Schneider mußte wirklich ein wahrhaft kunstvoller Mann sein, so herrlich war der Tannhäuser aus seiner Werkstatt hervorgegangen.

Der Herr Baron war ein ganzer Tannhäuser, denn auch der Bartkräusler hatte geholfen.

Er trug eine kleine gestreifte Schleife auf der rechten Schulter. So tummelte er sich in bunten Schaaren umher, mit innigem Behagen auf das Gespräch einzelner Masken lauschend.

„Mein Sohn, beichte deine Sünden!“ sagte ein dickes Pfäfflein zu einem Brigantino in Lederhosen und spitzigem Hut.

Darauf faßt der Räuber Se. Hochwürden unter dem Arm und schleppt ihn fort. Bald saßen sie an einem Tisch im Nebenzimmer vor einer Flasche Wein.

„Hollah, König, deine Krone ging aus den Fugen! Soll ich sie wieder zusammenleimen mit goldenem Kitt!“ rief ein kleiner, buckliger Mann von schäbiger Eleganz mit krummer Nase einem Kartenkönig zu, der steif-eckigen Ganges dahinwandelte.

„Scherben, Scherben! hier werden sie geflickt!“ sagte ein Topfbindersjunge. —

„Ein Bild des Lebens!“ dachte der Herr Baron und freute sich über diesen tiefen Gedanken.

Da, endlich — dort taucht eine zierliche Gestalt auf, ein ganz reizendes Hirtenmädchen, in kurzem Rock mit flatternden Haaren, auf ihrer Schulter weht ein rothweißes Band.

„Aha, hab' ich dich gefangen, holdes Täubchen!“ schmunzelte Tannhäuser und suchte sich an die kleine Gestalt heranzumachen. Sie war umringt von mancherlei Masken. Ihr silbernes Lachen drang hell zu ihm herüber. Endlich gelang es ihm, sie auf sich aufmerksam zu machen.

„Schaut, schaut! Da ist der Sänger, der vielgeliebte Rattenfänger!“ ruft sie ihm entgegen, während die rothen Lippen unter der schwarzen Larve sich neckisch kräuseln. Dann legt sie schelmisch ihren Arm in den seinen und, lachend den Kopf neigend, geht sie an seiner Seite aus dem Kreise der Sarazenen, Türken, Christen, Einsiedler, Dominos und Ritter, mit denen sie gescherzt hatte, heraus.

„Ach, heißen Dank, daß Sie Wort gehalten,“ flüsterte er ihr zu mit Aufwand aller Liebenswürdigkeit im Ton seiner Stimme. „Sie machen mich heut' Abend überglücklich!“

„Sie müssen doch immer zuerst von sich reden, Sie eingefleischter Egoist!“

„Sie sind entzückend heute, bezaubernd — wenn nur nicht diese leidige Maske Sie so neidisch verhüllte!“

„Und mir macht das gerade den größten Spaß, Baron. Sehen Sie, sonst ist man immer allen spähenden Blicken ausgesetzt und jede Miene wird kontrolirt — das hat für mich immer noch etwas Beklemmendes und meine Stimme will nicht recht heraus, wenn so viel Augen auf mich starren und ich mich ungedeckt fühle — aber so, sicher geborgen, kann ich mich ganz meiner Ausgelassenheit hingeben, ohne die Angst, peinlich studirt zu werden — das ist Faschingsrecht — Gott, sehen Sie doch einmal den dicken Fallstaff hinter uns — ah, Mylord, wird's Ihnen nicht zu heiß? Viel lustige Weiber hier — denken Sie an den furchtbaren Korb, den Sie sich geholt, ich meine den Wäschekorb!"

Der alte Herr, der pustend mit seinem Schildknappen hinter ihnen herging, entgegnete:

„Was, Schätzchen, süßes Weib, willst du mit deinem ausgestopften Hering, wo ein Mann von meiner Statur ein Auge auf dich geworfen hat?"

Das Hirtenmädchen lachte hell auf, während Tannhäuser an sein Schwert griff.

„Faschingsrecht, Faschingsrecht!" tröstete sie und zog den Baron in eine andere Gruppe hinein.

„Sing' ein Lied, Wandervogel!" rief ein Landsknecht Tannhäuser zu.

„Für Euersgleichen habe ich keins!" sagte der Baron.

„Hu — der Kerl krächzt wie ein Rabe, da singe ich besser!" mischte sich ein Narr hinein, seine Knarre drehend.

„Verfluchtes Gesindel!" zischte der Baron zwischen den Zähnen hervor.

„Und jetzt schneidet er gar ein Gesicht, als säß' er im Venusberg," bemerkte der Landsknecht.

„Als laure er auf Erlösung wie ein Wagnerscher Akkord!" entgegnete der Narr κατ ἐξοχήν.

Die Kleine suchte Tannhäuser nach Kräften zu trösten. Er war kein Barbar, es gelang ihr. Die nächste Stunde verfloß ihm heiter und angenehm. Seine Begleiterin war in der herrlichsten

Laune, ihre naiven, munteren Einfälle erquickten seine blasirte Seele ganz wunderbar. Plötzlich entschlüpfte sie ihm, er wußte nicht wie es kam und, als er mit den Blicken sie suchte, hatte mit einem Mal das geschwätzige Lärmen aufgehört und eine auffallende Ruhe war hereingebrochen.

Ein später Gast war eingetreten.

Ein Weib von herrlichem Wuchs. Man macht ihr staunend Platz. Von ihren geschmeidigen Gliedern floß ein weißes Gewand hernieder, die reiche Fülle der Formen trat leise umrissen, lichtvoll hervor. Ein Diadem funkelte in den dunkeln Haaren, glänzende Armbänder umschlossen den weißen Oberarm.

„Donnerwetter!" sagte Fallstaff.

Der Baron war verblüfft durch den Anblick der neuen Maske. Allmälig legte sich der Aufruhr, der durch ihr Erscheinen ausgebrochen war. Mehrere Personen drängten sich an sie heran.

Der Herr Baron wurde magnetisch von den tiefschwarzen Augen, die unter der leichten Maske hervorblickten, angezogen. Vergessen war die kleine, muntere Soubrette — sie war auch nirgends zu sehen. Endlich kam er in die Nähe des geheimnißvollen Weibes, das ihn durch eine leise Handbewegung aufzufordern schien, näher heranzutreten.

Er stand an ihrer Seite, sie klopfte ihm mit dem Fächer sacht auf die Schultern und rief leise, mit klangvoller Stimme: „Tannhäuser, bleib bei mir!"

Die ganze Gestalt kam ihm bekannt vor — nein, diese Stimme hatte er noch nie gehört — aller Argwohn verschwand wieder.

Er gehörte zu den Leuten, die leicht vergessen können, was sie vergessen wollen.

Er folgte ihr, blieb an ihrer Seite, berauscht und geblendet, er blickte nur auf die wonnige Gestalt neben sich — feierte den Triumph höchster Eitelkeit und hütete sich, öfter wie nöthig, den Mund zu einer Bewunderung zu öffnen, denn er dachte an die Worte des Narren. Sie sprach stets leise, heiß flüsternd.

O, der Schneider und Friseur sollten außerordentlich belohnt werden! Er nahm sich's heilig vor.

Die Zeit der Demaskirung nahte. Mitternacht war da.

„Süße Frau,“ stammelte er, „laß mich nun auch bald Dein holdes Antlitz seh'n — ich schmachte danach —“

„Komm, uns soll Niemand belauschen —“

Sie wandelten durch mehrere Säle — in einem kleinen, traulichen Raum machten sie Halt. Die Thüre blieb leise angelehnt.

Er nestelte seine Maske los und warf sie in die Ecke. Sie hatte sich auf das schnellende Polster gelegt. Er sah, wie das Leben durch ihren schönen Leib wogte.

„Mir ist zu heiß, Tannhäuser! nimm mir das Obergewand ab! —“

Er stürzte hinzu — seine Hände zitterten wie im Fieber. Das Gewand fiel. Die reine Büste zeigte sich von einer leichten, duftigen Taille umhüllt.

„Komm, knie nieder!“

Er lag auf den Knieen in die dunklen Augen schauend. Sie richtet sich ein wenig hoch — er fühlt schier den Schlag des Herzens in der athmenden Brust. Sie legte ihm die Arme auf die Schultern, so ihren schlanken Oberkörper stützend.

„Wie leuchtet deine Stirn, hinter der die Gedanken wohnen!“

Tannhäuser schaute sonderbar drein.

„Wie klopft deine hochgeschwellte Brust, die den vollen Strom des Lebens athmet!“

Tannhäuser schaute noch sonderbarer drein.

„Wie deine Augen Geist, Kraft und Leidenschaft ausströmen, mich in deinen Bann ziehend — ich sinke müde in deine Arme — du bezauberst mich — ich kann mich nicht wehren —“

Die Glocke schlug zwölf in hallenden Schlägen.

„Die Maske ab! und dann laß mich versinken!“ flüsterte er — „Venus, dein ist mein Leib und meine Seele.“

Sie will ihn an sich ziehen, er blickt in seligem Rausch zu ihr auf — die weiße Hand löst das Band — die Maske sinkt — er springt entsetzt auf —

„Hölle und Teufel — Verrätherin!“ knirscht er — ein kalter Zug weht um seinen Schädel.

Sie hatte die Hand, die heiße, auf seinen Kopf gelegt, er war entsetzt hoch gesprungen, wie er in das bekannte Gesicht schaute — da — was war das — was glänzt dort so im Mondenschein? — Ihm ist's so kalt um den Kopf —

„Ha, ha!" ruft sie lustig, „Tannhäuser, Tannhäuser — wo ließest du dein — — ha, ha, —"

Die Thür öffnet sich — ein Schwarm neugieriger Masken schaut hinein — sie ist bald in seiner Mitte verschwunden —

Er sucht nach etwas am Boden — Gelächter —

Ihm zieht es kalt auf den Schädel — — —

Armer Tannhäuser —

Vorhang — senk' dich mitleidig. — — —

Carneval der Armen.

Oh! Es gibt auch einen Carneval in der Spelunke — im Keller — in der Mansarde unter'm Dach! . . .

Das Elend setzt auch Masken auf — wirft auch Faschings-Mäntel über die Schultern — stülpt auch über das Haargewirr Reife und Kronen — spannt auch um das Gelenk seine Bänder und Ringe und preßt auch in die mit Gasseneſſenzen parfümirten Fäuste Karten und Blätter, aus denen sie wahrsagen — sie, die blassen Töchter und Söhne der Noth — der Verzweiflung — des Elends — der sternenleeren, hoffnungsbaren Nacht! . . .

Oh! Es gibt auch einen Carneval der Armen und Elenden! der Heimatslosen und Aussätzigen! der Bespie'nen und Gebrandmarkten!

Oh! Ueber diesen entsetzlichen, wahnsinnigen, himmelschreienden Carneval! Himmel! Wo ist Dein Sieg?

Blutroth wie die Flammen der Hölle; hellgelb wie der ausgedörrte, dürre, stechende Wüstensand; schwarz, wie nächt'ger Gewitterhimmel loht die Tricolore, die ihr krampfhaft in der entnervten Faust tragt, Kinder des Abgrunds — im großen, wahnwitzigen Fasching der Verzweiflung! . . .

Ich kennne euch . . .

Ich war öfter bei euch zu Gast — habe mit euch gefeiert — gezecht aus einem Kruge — das heilige Mahl der Liebe genossen an einem Tische! . . .

Was that es, daß der Krug das Gefäß der Schande war?

Was that es, daß das Mahl der Liebe ein Mahl elender, verdammter, verzweifelter Proletarier war . . .

Das macht weiter nichts . . .

Wir haben nicht gebetet, als wir uns am wurmstichigen, verrenkten Tische niederließen — ein hungerndes Gesindel: trotzig setzten wir uns, ballten die Fäuste, trommelten auf der zerkratzten Fläche herum, rissen drohend die Augen auf — sahen im kahlen, feuchten, brutal lieblosen Zimmer herum und unsere Augen blieben an den alten halbverschimmelten Brodrinden haften, die auf dem Tische lagen — Almosen, Brosamen — kärgliche, erbettelte — „Liebesgaben" . . . — —

Der Vater hockt scheu, verzweifelt, mit zerfurchtem Angesicht, hohläugig, frierend, grollend in der Ecke auf einem dreibeinigen Stuhl — starrt vor sich hin — er mag nicht mehr denken — seine Kräfte — seine Hoffnungen sind zu Ende — keine Arbeit seit acht Tagen — die letzten Reste sind aufgezehrt — der letzte Pfennig dem Krämer vermacht — das letzte Stück, das noch einen winzigen Werth hatte, verkauft oder versetzt — sie haben kaum den Lappen, ihre Blöße zu decken . . .

Auf der Bettkante sitzt die Mutter — auf der Kante des einzigen Bettes, das sie noch haben: ein Bündel Stroh — ein paar schmutzige, verbrauchte Kissen — darauf liegt das Jüngste, kaum drei Monate alt — es schläft — sein Athem röchelt leise — das Näschen ist vor Kälte blau gefroren . . .

Und die Muter?

Mater dolorosa!

Sie sitzt vornübergebeugt — den Blick hülflos auf den abgetretenen Fußboden gerichtet — die Arme über die welken, magern Brüste gelegt — im Angesicht ein Zug ohnmächtiger, blöder, dumpfer Resignation . . .

Und dort vor dem sprungreichen, halbblinden Spiegel?

Ein junges, dralles, üppiges Mädchen . . .

Ein „Mädchen aus dem Volke“ — mit roth geschminkten Backen, hochgewölbter Brust — in ein grelles, werthloses, auffälliges Tuch gewickelt — es nestelt mit den kleinen, rothen, dicken, fleischigen Fingern an den Haaren und läßt ab und zu einen halb gleichgültigen, halb hochmüthig spöttischen Blick zu Vater und Mutter schweifen . . .

Die Mutter schlägt die Hände vor's Gesicht, schluchzt wild auf und wirft sich über das Bett, in dem der späte Nachkömmling ahnungslos schlummert . . .

Der Vater schlägt sich mit der eiskalten, blaurothgefrorenen Handfläche klatschend vor die Stirn . . .

Das Mädchen lacht ein recht unangenehmes, schneidendes Lachen, setzt den buntbefederten Hut auf und geht ohne Abschiedsgruß auf die Straße . . .

Die Andern sprechen kein Wort . . .

Es ist todtenstill im Zimmer — nur zuweilen knarrt der Stuhl 'mal unwillig, auf dem der Vater am kalten Ofen sitzt — und die Mutter, die vor Erschöpfung eingenickt, stöhnt im Schlafe 'mal leise auf . . .

So rinnt Stunde um Stunde . . .

Längst ist die Kerze, deren letzter Stummel gestern Abend angesteckt, niedergebrannt — im kleinen Zimmer brütet die träge Winternacht . . .

Endlich — endlich schlägt das erste Dämmerungsgrauen herein — durch die vereisten, schneeblumenbemalten, kleinen Scheiben lugt brutal der junge Tag und hebt ungenirt den Schleier wieder empor, den die tröstende Nacht über das Elend gezogen . . .

Der Morgenwind bläst durch die Fensterritzen — die Mutter schreckt auf — reibt sich verstört die Augen und zupft dann an den Kissen herum . . .

Der Vater kriecht aus seiner Ecke hervor, wo er steifgefroren — reckt sich — gähnt einmal, zweimal, und geht schließlich

schwankend an's Fenster, um zum so und so vielten Male die Flügel fest an's Kreuz zu drücken — vergeblich! Die alten, klapprigen Dinger schließen nicht — er kann machen was er will; der eisige Ost schießt durch die Poren und bläht den struppigen, farblosen Bart des Proletariers auf . . .

Da geht die Thür auf und — Marie kommt zurück . . .

Sie sieht im grellen Schein des Morgens verbraucht, ungesund, arg mitgenommen aus — der freche Ausdruck in ihren stumpfen, geistlosen, fast viehisch dummen Zügen ist einem müden, gleichgültigen gewichen — ohne Gruß tritt sie ein, geht an den Tisch, wirft ein paar klingende Silberstücke auf die schmutzige Platte und schleppt sich dann zu dem Dreibeinigen am Ofen, auf den sie sich schwerfällig niederfallen läßt . . .

Der Vater steckt die Hände trotzig in die zerrissenen, öligen Hosentaschen, sieht seine saubere, sich aufopfernde Tochter eine Sekunde an — flucht und lacht dann — lacht, daß die paar spärlichen Wirthschaftsreste in allen ihren Fugen krachen . . .

Die Mutter? Sie nimmt das Geld auf und geht in den kalten, schneeglitzernden Wintermorgen hinaus, ein paar Brötchen, eine Handvoll Kohlen — einen Happen Fleisch — ein Pfund Mehl zu erhandeln . . . Das Geld brennt in ihren fieberheißen, abgezehrten, mageren Fingern, wie glühende Kohlen brennen . . .

Aber — komisch! — die Leute: der Krämer, der Bäcker, der Metzger nehmen das Blutgeld doch — es fällt ihnen gar nicht ein, nach seinem Herkommen zu fragen — es ist da: das entschuldigt Alles — das ermöglicht Alles! . . . Wenn die Marie mehr verdiente — wenn sie Einer „einmiethete“ — dazu ist sie aber nicht hübsch genug — die Zeiten sind überhaupt schlecht — nun — es geht eben, so lange es geht! . . .

Uebermäßig lange wird's nicht dauern . . .

Die Mutter denkt **das** nicht — aber vielleicht ganz unwillkürlich Aehnliches . . .

Und so geht's vorläufig noch weiter . . .

Ist das nicht eine recht nette Scene aus dem Carneval der Armen? . . . O, über diesen Carneval!

Sünde!

Einst hielt ich deinen weißen Leib umfangen
Und deinen wilden Busen fühlt' ich schlagen,
Und deine Küsse brannten auf den Wangen
Mit heißem Hauch versengend all' mein Zagen —
Berauscht, geblendet von der Schönheit Glanz,
Versank ich in dem Meere deiner Wonnen!
Vergessen war mein Stolz, im wilden Tanz
Der Geister, die entfesselt, leicht zerronnen.

Was strahlt dein Auge jetzt in eis'ger Ruh'
Und läßt aus meinem Himmel jäh mich stürzen,
Verlangend fliegen meine Blicke dir noch zu,
Verachtend nur sich deine Lippen schürzen.
— Weib, lösch' die Hölle, die du hoch entzündet
In meiner Brust, mit gleicher Höllengluth,
Mein flammend Sein nicht eher Ruhe findet,
Bis es in deinen Armen wieder ruht.

Verfehmt, verbannt hat mich die blöde Menge,
Weil ich dir, schöne Sünderin, genaht,
Mag murmeln sie die Bitt= und Bußgesänge,
Mich lechzt nach dir, nach einer sünd'gen That.
Der Mord des Vaters, was wär' er dagegen
Und jede Sünde, die sich sühnen läßt,
Doch, daß in deinen Armen ich gelegen,
Das stieß mich aus, gemieden, wie die Pest.

O, jener Blinden armuthsvollen Wahn,
In den sich arme Geister willig finden,
Ein glühend Herz sollt ihr in seiner Bahn
Mit euren Fesseln niemals wieder binden. —
Die Maske fort, in die dein wahr Gesicht,
Du Heuchlerin, mit eis'ger Kälte hüllst!
Du schönes Weib, und was die Welt auch spricht,
Gern will ich sünd'gen, wenn du willst! —

Der betrogene Teufel.

Der Teufel hatte als Küchenmeister schon lange in unseres Herrgotts Küche unumschränkt gewaltet und hatte vom großen Weltmarkt bisher ungehindert seinen Braten holen dürfen. Da bekam er einst eine vom Oberhofmeister Erzengel Gabriel ausgefertigte und von unserem Herrgott unterschriebene Ordre, hinfüro bei seiner Bratenauswahl streng nach der Hausordre des himmlischen Kronprinzen zu verfahren und Die nicht in die Küche abzuliefern, die unter irgend einem Titel Anspruch auf die Benutzung der übrigen Himmelsräumlichkeiten hätten. In der Praxis aber blieb es nach wie vor beim Alten, denn der Küchenmeister wählte nach wie vor die mit Haut-goût Behafteten zum Braten und irrte dabei nicht. Aber eines Tages sollten ihm doch unerwartete Schwierigkeiten bereitet werden. —

Kam da der Teufel und wollte sich einen Schuhmacher holen, der im Geruch eines Freigeistes, der den lieben Gott läugnet, stand. Er kam also zu ihm und wollte ohne weiteres Besitz ergreifen. Aber der Schuster war nicht dumm; er mußte wohl von der Hausordnung Wind erhalten haben und sagte — obgleich er nicht davon überzeugt war —: „Liebster Teufel, du irrst dich sehr, wenn du glaubst, auf mich ein Anrecht zu haben. Denn ich habe nach einem ganz klaren Paragraphen der Himmelshausordnung Anrecht auf Benutzung der Himmelsräumlichkeiten." „So, du Erdenwurm", knurrte der Teufel, „kannst du mir den Paragraphen nennen? Willst du, dummer Kerl, denn die Hausordnung besser kennen als ich?" „Wenn Ihro Teufels Gnaden" — erwiderte der ängstlich gewordene Schuster — „gestatten, werde ich meine Behauptung beweisen." „Nun gut, leg' 'mal los, alter Sünder!" — „Recht gern! Ein Paragraph nämlich lautet: Selig — das heißt: zur Benutzung der Himmelsräumlichkeiten berechtigt — sind die Einfältigen. Ich weiß aber bestimmt, daß ich einfältig bin." „Hm, hm," brummte der Teufel, der durch diese Bescheidenheit etwas gerührt war, — „hat etwas

für sich! Will mich 'mal erkundigen! Sache scheint richtig zu sein! Bist du denn wirklich einfältig?" „Ganz sicher." „Na, ich werde mich 'mal bei den Leuten erkundigen." Sprach's, verwandelt sich in ein altes Weib und ging auf den Marktplatz des Städtchens. Dort waren die alten Weiber gerade beim Einkauf von grüner Waare. Der Teufel wandte sich an eine Alte mit großem Mund, die sich die Zähne schon herausgeredet zu haben schien. Das war ihm gerade die rechte.

„Gevatterin, ich bin dem Schuster Purzel seine Base." „Ei, Herrjes, den wollen Se wohl 'mal besuchen?" — „Ja, ich bin schon seit zehn ganzen Jahren nicht bei ihm gewesen." — „Ei der Tausend, na, da werden Se sich schön wundern." — „Nanu, machen Se mich nur nicht gar zu neugierig." — „Na, Se wissen wohl nicht, daß der alte Narr noch 'nen Jungen zu sich genommen hat zu seiner sechsköpfigen Hammelsheerde?" — „Wie ist er denn zu dem gekommen?" — „Die Grete, die bei Amtmann's war, hat 'nen Jungen gekriegt — von wem, das weiß der Deibel" — der wußte es auch wirklich, weil er den wahren Vater schon als Braten aufgetischt hatte. — „Warum blieb denn der Junge nicht bei der Grete?" — „Na, die starb doch bald und da nahm er den zu sich — wer weiß warum — die Grete hat nie gestehen wollen, wer der Vater ist." — „Se meinen also" — „Na ob, und außerdem macht Purzel auch andere Dummheiten — kauft sich der alte Narr für seine paar Groschen immer so 'ne Zeitung, 'ne humistische" — humanistische, dachte der Teufel, der ja, wie man jetzt weiß, gar nicht ungebildet ist — „und denn glaubt er alles, was da drin steht und sagt, man sollte nun auch so thun; aber wir schütteln hier alle blos den Kopf und denken: s'ist ein Narr!" — „Na, danke schön, Gevatterin!" Nach diesem Gespräch wußte der Teufel, daß der Schuster allerdings einfältig war und verzichtete auf ihn; aber dafür eröffnete sich ihm eine neue Aussicht. Bei dem Gespräch mit der Alten war ihm ein anderer Paragraphen eingefallen: Wer zu seinem Bruder sagt: „Du Narr", der ist des höllischen Feuers schuldig. Nach diesem Paragraph hatte er nun für den einen

Schuster eine reiche Beute. Forthin war der Teufel aber sehr gewitzigt und unterschied ganz genau, ob Jemand sagt zu sich: „Ich Narr" oder zu einem andern: „Du Narr". Dabei fiel dem Teufel, der es manchmal liebte, in seinen Mußestunden Betrachtungen anzustellen, ein, daß diese Unterscheidung sehr weise wäre und daß der griechische Weise, der das schöne Wort: „Erkenne dich selbst" erdacht, sich über diese feine Unterscheidung gewiß gefreut haben würde.

Versuchung des heiligen Antonius.

Eine alte Mär, neu aufgewärmt — ohne verliebtes Hinschielen nach Meister Flaubert.

Ich habe mir immer gesagt, so oft ich an die famose Versuchungs-Scene des weiland unverehelichten Antonius mit ziemlich ungemischten Gefühlen gedacht: das müßte einen geradezu phänomenalen Stoff für eine tragische Zauberposse abgeben — natürlich müßte sich jedes Hoftheater pflichtschuldigst entweder zu einer Aufführung oder wenigstens einer Generalprobe, bei der ja weiter nichts durchfallen könnte als das Bischen Moral der Mitwirkenden, verstehen. . . Na — und das wirft etwas Metall-Singsang ab . . .

Wer wechselte dabei nicht gern einmal die Farbe? . . .

Es kann sein, daß ich mich an die Dramatisirung oder richtiger Theatralisirung dieses genialsten, tiefsten, pikantesten Carnevalstoffes der Weltgeschichte später einmal mache — später d. h. wenn ich die nöthige Ruhe, die urklassische Gelassenheit mir erworben habe, um möglichst von oben herab, mit der Miene des verstaatlichten Allerwelts-Wissers an das etwas delikate Lockmotiv zu treten . . . Vorläufig jedoch zuckt und tickt es mich noch allerorten — meine klassische Schaffensperiode liegt noch in violetter Dunstferne: Donnerwetter — wäre **ich** der heilige Antonius gewesen, ich hätte meinen Schlafrock einem Nil-Krokodil vererbt, meine Sandalen an die Uferweiden gehängt, meine Glatze den

wackern Alexandrinern vermacht für ihre mathematischen Studien — und wäre, am linken Arm die Frau von Saba, am rechten Frau von Mars, geschiedene von Vulkan, genannt Hephäst, auf und davon gegangen ... Das hat nun freilich der richtige, historisch beglaubigte Antonius (Geburts-, Tauf-, Impfschein und Einjährig-Freiwilligen-Zeugniß liegen im Vatikan als Andenken; daneben steht eine Sammelbüchse für die Hinterbliebenen des selig Entschlafenen) seiner Zeit, Gott sei's geklagt, nicht gethan ... Er hat dagesessen, mit Händen und Füßen gestrampelt — hat Zeter und Mordio geschrieen — eine halbe Million Kreuze geschlagen (woraus solch ein Wind entstanden sein soll, daß Dampfschiffe auf dem Nil physisch und moralisch zu Grunde gegangen sind) — und sich auf diese Weise vortrefflich zur Ehren-Mitgliedschaft aller Enthaltsamkeits-Vereine präparirt. Und wie es bei der Versuchung selbst zuging? ...

Das war eine saubere Geschichte — ich will sie euch erzählen ... — Merkt auf! ...

Als noch der erste Flaum des Heiligenscheines um Antonius' unfrisirtes Eremitenhaupt sproßte, stand der ehrwürdige Fünfziger einmal im Begriff, aus sich herauszugehen, d. h. seine klappendürren Glieder in des Niles geheiligten Fluthen von ihrem, durch Erbsünde überlieferten, animalischen Schmutz zu befreien ...

Es hatte ihn acht Tage lang schon unbarmherzig gejuckt — es war nicht länger zum Aushalten ...

Vorsichtig trat er aus seiner ziemlich burschikos meublirten Behausung vor die Thür, nach allen Seiten ausspähend, ob nicht vielleicht eine ägyptische Königstochter oder irgend eine von den p. p. beiden Schwestern ein ähnliches Purgirungs-Gelüst in ihrem holden Busen spürte ...

Das war leider nicht der Fall! ...

Der alte Herr seufzte erleichtert — ? — auf und freute sich unbefangen über die hübsche warme Luft, den starrblauen Himmel und die guten, lieben, ehrenwerthen Krokodile, die da im Wasser spielten, als gäbe es gar keine Aquarien in der weiten, schönen Gotteswelt ...

Dem weichherzigen Antonius liefen zwei und eine halbe Thräne über die reaktionär gesinnten Wangen, wenn er daran dachte, daß morgen vielleicht schon einige dieser Thierchen an unerwiderter Liebe zu einer blondfleischigen Maid, die sich nicht verdauen lassen wollte, krepiren könnten . . .

Entsetzlich schade! . . .

Lieber wollte er da doch à la Jonas in eine krokodilige Magenkasematte sich einsperren lassen, als daß . . .

Der Zukunftsheilige dachte nicht weiter . . .

Denn als er in einem überaus anschaulichen Kostüm am Nilufer stand — die dünne Eremiten-Gewandung war während seiner philanthropischen Krokodil-Betrachtung von ihm herabgeglitten — fühlte er plötzlich gegen einen gewissen Körpertheil einen ganz energischen Stoß, so daß er beinahe jählings kopfüber in einen der schluckenden Sanftmuthsrachen gestürzt wäre . . .

„Donnerwetter!“ polterte der Alte ganz unwillkürlich — „was soll das bedeuten?“

Eine zarte, liebfeine Stimme kicherte spöttisch und ehe sich der Betroffene noch von seinem ersten Schrecken erholt, bekam er schon einen zweiten Stoß . . .

„Nanu! das ist doch! . . .“

Und da fuhr dem braven Kerl ein fulminanter Gedanke durch den Kopf . . .

Er verschmähte es, sich umzudrehen — er stieß nur ganz einfach in derselben Weise wieder . . .

Als die betreffende Dame diese Antwort vernommen, kicherte sie noch lauter und stieß dito wieder . . .

Antonius nicht minder . . .

Und so ging das wohl eine halbe Stunde lang . . .

Als es von dem Kirchthurme des nächsten Dorfes dreiviertel Sieben schlug, war von den Leibern der beiden Erbitterten schon eine solche Quantität Schweiß geflossen, daß sich große Lachen im Sande gebildet hatten, in denen kleine Fischlein ganz lustig schwammen . . .

Die Fische waren fleischgewordene Gedanken . . .

Denn der Schweiß soll ja die Ausdünstung der Seele sein, oder so etwas Aehnliches, wie der alte Nimrod schon vor mehreren tausend Jahren gelegentlich einmal behauptet haben soll . . .

Die Beiden mußten wohl etwas erschöpft sein, denn fast zugleich hielten sie, laut keuchend, inne und drehten sich um . . .

Das hatte unser Antonius nun doch nicht erwartet! Er hatte zwar schon gemerkt, daß sein Widerpart sehr weiche, sammtene Formen hatte, aber als er nun der Frau Venus Kallipygos gegenüberstand, da schielte er doch etwas befangen nach seinem Wüstenmantel — denn das war doch zu stark! . . .

Da standen sich zwei Wesen, die sich bisher, wie es sich schickte, bis auf den Tod gehaßt hatten, plötzlich in der unverfrorensten Façon gegenüber — dem guten Antonius wurde es doch etwas schwül und ängstlich zu Muthe! . . .

So ein raffinirtes Frauenzimmer! — wer konnte wissen . . . ! ?

Frau Venus Kallipygos weidete sich an der Verlegenheit des armen Menschen. Sie lachte ihr verführerischstes, geistreichstes, pikantestes Lachen, und dabei tischte sie ihre Reize so verlockend auf, daß sich Meister Antonius wand und krümmte wie Einer, der arges Leibweh hat . . . — Hei — dieses Weib!

Die Sonne warf, zum letzten Male heute, eine Handvoll ihrer goldenen Zauberpfeile über das Land — der Nil leuchtete blutroth auf — die behäbigen Krokodile ließen die feurigen Flämmchen andächtig auf ihren harten Panzerhemden spielen und kitzeln — der Wüstensand, der den ganzen Tag über unter der Herrschaft des Sonnen-Czars geschmachtet, athmete erleichtert auf — und über die Leiber des keuschen Antonius und der koquetten Frau Venus Kallipygos huschte der braunrothe Schein wie ein flackerndes, tanzendes Irrlicht . . .

„Nun, mein guter Antonius, willst du mir nicht einmal deine Wohnung zeigen?“ fragte jetzt die holde Schöne, der es nachgerade doch langweilig geworden war, so unnütz die Zeit zu vergeuden . . .

Antonius schüttelte wüthend mit seinem in Ehren ergrauten Kopf und sprang auf seinen Mantel los . . .

„Nicht so prüde, mein Held!“ wehrte Frau Venus — „wenn du dich bemäntelst, küss' ich dich — und dann . . .“

„Ach — ich armer, geschlagener Mann!“ jammerte der arme, gestoßene Mann — „was muß ich in meinem hohen Alter noch erleben! Bitte, bitte, verlass' mich — ich wäre so gern allein! . . .“

„Ach — was du sagst! Aber nein! so haben wir nicht gewettet! Denkst du, ich ließe mir eine halbe Stunde meine Kallipygosität so schimpfiren und nachher — — fiele mir gerade ein! . . . Marsch in's Bett mit dir und — — . . .“

Antonius zitterte am ganzen Leibe . . .

„Ich bin zu alt! . . .“

„In meinen Armen wird deine Seele wieder jung, dein Mark wieder blühend! . . .“

Dem guten Alten flimmerte es blau und grün vor den Augen! Noch einmal jung! blendende, berauschende, zauberreiche Hoffnung — am alten, dürren Stamm ein frisches, junggrünes Reis! — o du süßes Traumbild — o du seltsam selige Lust! . . .

Noch einmal jung! . . .

Aber durch sie — die Circe, die Buhlerin — die — die — Dirne? . . .

Nimmer und nimmermehr! . . .

„Hebe dich weg von mir, alte Hexe!“ donnerte er plötzlich die Erschrockene an, die, augenblicklich total versunken in seine Gliederreize, einen halblauten Schrei ausstieß . . .

„Hebe dich weg, Zauberin!“ donnerte er noch einmal . . .

Um die Lippen der Frau Venus spielte ein wundersames Lächeln . . .

Sie griff wie spielend, wie zufällig in die Luft — ein Schwarm flügelschlagender Amouretten flatterte um sie her — plötzlich lösten die flinken Burschen unter ihren Flügeln eine kostbare, salbenduftende, märchenhaft bunte, große wallende Decke los, die sich unter den Händen der Venusdiener sanft an den phosphorgelb flimmernden Wüstensand anschmiegte . . .

Wieder ein unnachahmlich graziöses Schwenken mit dem linken Arme — der Schwarm der Kobolde war plötzlich verschwunden,

und Frau Venus streckte sich mit majestätischer Gelassenheit auf dem Teppich aus . . .

Das war der Haupttrumpf! . . .

Mit brennenden Augen starrte Antonius auf das verlockende Weib! . . .

Da lag sie, die schöne, süße Sünde: das Haupt, von dem das Goldhaar in lichten Wellen niederschoß, nachlässig, träumerisch in die zarte, blaugeaderte Rechte gelehnt; den schlanken, wie Glühlicht weißblitzenden linken Arm leicht unter die mattrothen Brüste gelegt; des Gesäßes edel geschwellte Kuppel kokett zur Schau gekehrt; die vor Wollust leis bebenden Schenkel leicht gekrümmt und an den Unterleib herangezogen; die Füßchen wie ein verliebtes Paar aneinander gefügt! . . .

So lag er da, der reizende Dämon der Sünde! . . .

Dunkler und dunkler ward's . . .

Weißgelb, wie sprühender Schwefelschein, schimmerte der üppige Leib der Venus durch die neblige Abendluft . . .

Antonius konnte sich nicht mehr auf den Füßen erhalten . . . Eine rasende Brunst hatte den Ehrenwerthen gepackt . . .

Das Fieber sprang in behenden Sätzen durch seinen Leib — die Wollust krallte sich fest in seiner Brust . . .

Er stöhnte auf . . .

Dann sank er auf die Kniee — den Leib halb vorwärts gestreckt, halb zurückgebogen: Gier und Schauder spielten mit ihm — er rutschte einen Schritt vorwärts zu dem Lager der Venus hin, dann zuckte er wieder zurück — er faltete die Hände und stieß ein Gebet durch die Zähne — die Teufelin lachte: da konnte er nicht weiter beten — er schlug verzweifelt auf seine nackten Schenkel, daß es weithin durch die Luft hallte — jetzt stimmte die Sirene einen Bacchanten-Gesang an — tausendstimmig schien er wiederzuhallen: die Wüste, der Nil, der Himmel: Alles sang mit — der jüngste Tag schien dem wahnsinnig Hintaumelnden gekommen zu sein — und die Königin der Lust saß auf dem Throne und sprach selig und unselig — und die Meere rissen ihre Rachen auf und verschlangen Alles, was lebte — und — und — — —

Da war es plötzlich Nacht — das phantastische Halbdunkel war zerronnen: schwere, schwüle, undurchdringliche Nacht hatte sich jäh niedergesenkt . . .

Frau Venus war mit einem ingrimmigen Fluche verschwunden . . .

Antonius erwachte aus dem wüsten Taumel — reckte sich langsam empor — faßte sich nach der Stirn — schüttelte den Kopf: „Was ist denn eigentlich losgewesen? Ich war wohl nicht ganz nüchtern heute Nachmittag? Gott, vergib mir meine Schuld — ich werde büßen, büßen, büßen! . . .“

Als er einen Schritt nach vorwärts machte, merkte er, daß ihm ein gewisser Körpertheil recht weh thue — und da stand ihm die ganze Scene wieder vor den Augen! . . .

Zerknirscht hinkte er in seine Hütte . . .

„Büßen, büßen, büßen!“

Als er sich drei Wochen casteit, gepeitscht, gegeißelt hatte, war sein Heiligenschein bedeutend gewachsen! . . .

Aufruf des Dr. Gerngroß an die deutsche Nation!

Meine deutschen Mitbrüder und Mitschwestern!

Ein Mann, dessen Gefühl für die Ehre der Nation wie ein feuriger Ofen glüht, ist neulich von einer Thatsache wie mit kaltem Wasser bespritzt. Er blätterte im Kalender, aber während einige Blätter ihm saftig grün erschienen, waren andere ganz fahl dagegen. Es standen nämlich auf den einzelnen Tagesblättchen Großthaten des deutschen Volkes verzeichnet, wie: „Am 6. Mai 1757 siegte Friedrich der Große bei Prag“ oder „am 5. April 1847 wurde die Prinzessin Amalia von Drückeburg geboren“. Und mein Auge war von solchen Mittheilungen, die ihm in großen Lettern des deutschen Volkes Ruhm verkündigten, stets erfrischt wie ein katerkranker Magen vom Selterswasser. Aber leider gewahrte ich auch Blätter, auf denen gar nichts stand; sie waren

das Herbstlaub am deutschen Eichenbaumstamm und meine Seele trauerte wie beim letzten Scheidegruß des Jahres.

Wenn ich nun mir vorstelle, wie Generation um Generation dieselbe Trauer mit mir empfinden soll, so erfaßt mich mit allen Nachgeborenwerdenden ein lebhaftes Mitleid. Ich sage mir also, da muß etwas geschehen! Der deutsche Ruhm muß so auflackirt werden, daß er, wie ein Paar Lackstiefel am Ballabend glänzt. — Ich wage nun ganz bescheiden, wie ein candidatus probandus, beim Herrn Pfarrer meinen Mitschwestern und Mitbrüdern folgenden Vorschlag zu machen: Jeder, der den Beruf fühlt, etwas Großes zu thun, der merke sich genau die Tage im Kalender, an denen noch nichts Großes vom deutschen Volk geleistet ist. Es wird dann ein Kongreß berufen werden von allen Denen, die willigen Herzens sind Großes zu thun, und da werden dann die noch freigebliebenen Tage programmmäßig mit Großthaten besetzt. Sollten so zahlreiche Großthuer sich melden, daß auf einen Tag zwei oder gar mehrere Großthaten kämen, nun, so wird des deutschen Reiches Ruhm noch herrlicher strahlen, als Siemens Bogenlicht.

Um nun gleich eine Andeutung zu geben, welche Großthaten ich etwa für geeignet halte, welche Großthaten ferner ausgeführt werden können, ohne erst Frankreich den Krieg zu erklären, wage ich ganz schüchtern folgende Vorschläge zu machen: Fürsten mögen an solchen Tagen Hochzeit machen — oder besser noch Prinzen und Prinzessinnen müßten an solchen Tagen geboren werden.

Welch' ein erhebendes Gefühl muß es sein, wenn man das Blühen der Fürstengeschlechter so selbst am Kalender mit erleben kann. Ferner halte ich auch solche Tage für geeignet, Sterbetage großer Leute zu werden. Sollte die Natur es nicht so einrichten, so wird man ihr künstlich zu Hülfe kommen und dadurch den Werth seines Todes noch erhöhen. Welch' tragisch ergreifendes Gefühl wiederum, in kurzen Worten die erschütternde Botschaft von dem Ableben eines Genius aus den Kalenderblättern zu lesen. — Auch könnten solche Todesfälle möglicherweise schon vor

Druck des Kalenders als zukünftig mit genauer Datumsangabe gemacht werden, so daß der Kalender immer das Neueste bringt. Schließlich schlage ich auch noch vor, daß Leute, die an ruhmlosen Tagen geboren sind, dahin streben, berühmt zu werden, damit ihre Geburt den Tag glorifizire. Ich selbst, wie ich ganz bescheiden bemerke, bin am 6. Juli geboren und da nun der Tag noch nicht durch irgend eine Großthat ausgezeichnet zu sein scheint, werde ich — wenn sich auf dem Kongreß kein Anderer dazu meldet — mit gutem Beispiel vorangehen und mich berühmt machen, indem ich entweder ein Buch schreibe, das die Polizei verbieten muß oder ein Lustspiel, in dem sich die Leute todtlachen oder ein Pulver gegen die Klavierwuth erfinde oder die Entstehung und Fortentwicklung des Protoplasmas bis zu Goethe oder dem König von Schweden auffinde. Also nochmals, liebe Mitschwestern und Mitschüler, helft mitarbeiten an dem Ruhm des Vaterlandes, auf daß es wachse wie eine fressende Feuerflamme!

Eine arme Seele an die Menschen.

Auch ein Brief aus der Hölle.

Es ist jetzt Mode geworden, meine lieben Lebendigen da droben auf der Erden, daß unser Herr und Gebieter, der Satan, uns als Plage aufgibt, Briefe an euch zu schreiben. Das ist eine raffinirte Strafe für begangene Sünden, es ist sogar die größte, die unser Herr auf dem Programm stehen hat, und wer sie zu seiner Zufriedenheit gelöst hat, der braucht eine geraume Zeit weniger zu schmoren. Manchmal schmort sich's ganz gut, besonders wenn man an euch denkt.

Dieser Brief ist ein ganz besonderer, er ist offiziell. Einschreiben konnte ich ihn nicht lassen, denn Postverbindungen zwischen uns existiren noch nicht. Doch bei den intimen Beziehungen zwischen Welt und Hölle dürfte das nicht mehr lange dauern. Also vernehmt und hört und schreibt's hinter die langen Ohren:

1. Der Teufel ist nicht mehr konservativ, sondern er ist Homöopath geworden. — Das will viel heißen. Es hat auch lange gedauert, ehe es so weit kam. Aber zuletzt hört auch der Teufel auf, konservativ zu sein. Er hat eingesehen, wo Alles fortschreitet, müsse auch er im Fortschritt sein. Er will konservativ im Fortschritt sein, denn in der Hölle müssen doch Widersprüche herrschen. Wenn ich mich recht erinnere, war's bei euch just so. Ich erinnere an Hegel! —

Was soll das?

— Ich höre die armen Seelen pfeifen — sie bekommen gewiß auch den Auftrag, an euch zu schreiben. Sogar hier herrscht die Mode.

Das heißt, der Teufel kurirt fortan Gleiches mit Gleichem. Er kündigt euch an, ihr sollet euch hüten.

Bist du ein Sünder in eroticis gewesen, so mußt du während des ganzen Höllendaseins der Großmutter des Satans im Schooße liegen.

(Unter uns gesagt, ist das zwar eine exquisite Marter, aber der Teufel hat nie ein Kolleg über Psychologie gehört, trotzdem wir ihm das Alle von Herzen gönnten, dem Barbaren! Wer wird denn da noch auf Erden überhaupt lieben wollen? Sein Reich wird verlieren. Nein, nein, Gott — wenn er das hörte, müßte ich immerfort schreiben — der Teufel ist teuflisch schlau — o er kennt euch, ihr Menschen; er weiß, daß ihr noch nicht einmal in sicherer Erwartung einer solchen Strafe von der Liebe ablassen werdet. — Und ferner die verbotenen Genüsse! —)

Ferner ist diese Großmutter ein sonderbares Weib. Sie hat die Gabe, sich in allerlei Gestalten zu verwandeln — o Jammer — und liegt ihr in ihren Armen, so werden euch die Blicke eurer irdischen oder besser weltlichen Geliebten entgegenschauen.

Hütet euch, hütet euch! —

Bist du ein Sünder in honoribus gewesen, so geht es dir noch schlimmer. Du wirst tausend Titel erhalten, die du an einem Titelkranz täglich hundertmal ablesen wirst. Du wirst in der größten Hitze stets zugeknöpft gehen müssen. Du wirst vor deinen

Vorstehenden hündisch schweifwedeln müssen und speichelleckern, den Untenstehenden, der dich belauert, krampfhaft niederzuhalten suchen durch gemeine Grobheit. Siehst du, das wird eine nette Strafe werden. Du wirst 777,777 Orden zu schleppen haben und Jeden auf jeden einzelnen aufmerksam machen; du wirst stets den vordersten Platz am großen Höllenfeuer erhalten, daß du den Bettler, der bescheiden am letzten Platz steht, beneiden wirst. Vielleicht hast du schon einmal auf der Welt einen Bettler beneidet, der frei von der herrlichen Würden Last, an deiner Majestät vorbeischlich — dann sollst du es erst recht. — Neid, Neid soll an deiner armen Seele fressen. Gräßlich — jeden Morgen beim Teufel Audienz — und der Großmutter mußt du die runzeligen Füße küssen. Darauf mußt du ein paar Stunden lang einige Bediente mit einer Reitpeitsche regaliren. Darauf hast du wieder ein paar Stunden zu flüstern, ein paar Stunden zu brüllen. — Hütet euch, hütet euch!

Hast du ferner die Sünde begangen, einmal Vertreter irgend einer Genossenschaft, einer Partei zu sein oder eines ganzen Volkes, so wirst du grausam bestraft werden; denn daß du dann recta via in die Hölle spazieren wirst, ist ohne Zweifel. Dort wird man dir den ganzen Tag den größten Unsinn vorschwatzen und du wirst dazu — schweigen müssen, manchmal, wenn es gar zu toll, auch zustimmen. Das muß dann aber schon sehr gewaltiger Unsinn sein.

Am glimpflichsten wird Satan die Kritiker behandeln, denn das sind seine speziellen Freunde, die ihn schon bei Lebzeiten im Leibe haben. Satan wird sich damit begnügen, sie nur über hundert unaufzuschneidende Bücher die Kritiken liefern zu lassen an jedem Höllentage. Sie dürfen aber nur die Bücher loben, deren Verfasser im Himmel sind. Wer sein Pensum nicht erfüllt, muß selbst ein Buch schreiben. — Sie dürfen nie etwas besser machen wollen, als die Verfasser. Am höchsten wird Satan die schätzen, welche einige Witze und Wortspiele machen können, da diese Eigenschaft ein Hauptvorzug höllischer Kritiker ist. Für jede ernstgemeinte Kritik dagegen wird Satan eine Extrastrafe er-

sinnen. Der Gebrauch des Konversationslexikons ist einzig gestattet.

Für die Dichter und Schriftsteller hat Satan eine Höllenstrafe ersonnen, die der schlimmsten kaum nachsteht. Sie werden mit den Helden, die sie ausgeheckt haben, auf du und du verkehren müssen. Es werden voraussichtlich Fälle eintreten, daß einige derselben dort verrückt werden. Die würdigen Männer sollen auch selbst mit einander verkehren und zwar so, daß sie vor einander sich in den Himmel erheben, hinter dem Rücken sich verketzern und zu allen Teufeln wünschen. Das wird dem Satan ein unendlicher Spaß sein. Ebenso werden es die Mitstrebenden auf andern Gebieten machen.

Die Theologen werden selbstverständlich in ihren Himmel kommen, da sie Satan unmöglich bestrafen kann, als ein durchaus erkenntlicher Mann.

Mit den sonstigen gelehrten Leuten hat Satan allerlei vor. Die Einen werden die Schweifhaare eines Kameels zählen müssen, das voraussichtlich an einer Keilschrift hätte herumschnubbern können. Andere werden nach allen Regeln der Logik beweisen müssen, daß zweimal zwei vielleicht nicht gleich vier sein könnte, wenn das Denkvermögen ein anderes wäre; wieder Andere sollen wissenschaftlich nachweisen, wie oft der Buchstabe O in der altenglischen Literatur vorkommt und bei welchen verschiedenen Gemüthsäußerungen. Dabei wird jedenfalls gewaltige Meinungsverschiedenheit zu Tage treten und einige Eiferer werden sich in die Haare gerathen.

Der Streit zwischen Materialisten und Idealisten wird mit aller Hartnäckigkeit und blutigem Messer geführt werden; ebenso zwischen Monisten und Dualisten. Der Idealist wird beweisen müssen, daß er, während er schmort, nicht schmort, was eine große Plage sein wird; der Materialist wird von zweiten und dritten Gesichtern dermaßen geängstigt werden, daß er zu Tode gemartert (Pardon — ich sagte eben zu Tode — ich meinte natürlich zur ewigen Seligkeit gemartert —) laut aufschreien wird, wenn ihm die Spukgestalten um die Augen tanzen: „Ihr seid doch

Kraft und Stoff — hu — Kraft — hu — und Stoff — hu" — und die Haare werden ihm zu Berge steigen. Gerade den, der den Teufel läugnet, den hat er zu allererst am Kragen. Der Monist wird alle Phasen der menschlichen Entwicklung durchmachen, vom Schleimthierchen durch das Affenstadium zur Krone der Schöpfung; der Dualist wird beweisen, daß der Herr Himmel und Hölle erschaffen in Weisheit und Güte, wobei sich Satan in's Fäustchen lachen wird.

Menschenkinder, Menschenkinder, denkt an euer Ende.

Die Strafen für verschiedene kleine Sünden hat Satan nicht verändert, sie scheinen ihm noch wirksam genug. So z. B.:

Sehen die Eifersüchtigen den Gegenstand ihrer Liebe oder Ehe — was nicht immer dasselbe ist — stets in fremden Armen.

Die Eiteln schauen ewig in einen Spiegel und entdecken mit jedem Blick mehr Runzeln, die ausgeglichen werden müssen, und mehr weiße Haare, die dekolorirt werden sollen.

Die Gecken, die hier zu tausenden herumlaufen, werden knurren müssen: „Ach, ach, meine Gnädige — famos — brillant — Race — Verflucht heiß hier, ist aber gar nicht so heiß — u. s. w. —"

Die Zornigen werden eifern und wettern, während ein Bataillon von Tambouren dazu die Trommel rühren sollen — das wird für den Zornigen ein großer Reiz sein, da er nicht einmal selbst seine eigenen Worte verstehen wird. Er wird roth anlaufen.

Ich würde euch, ihr lieben Menschen, noch mehr davon erzählen, was euresgleichen bei uns erwartet, aber Satan guckt mir auf die Finger und meint, es wäre nun genug; ich sollte euch nicht Alles berichten, damit ihr vorher noch mächtig von der Qual der Neugier geplagt würdet. Ist doch der Teufel auch veranthropomorphisirt, gerade wie der liebe Gott.

Ich werde zum zweiten Punkt meines Briefes übergehen.

2. Der Teufel, mein Herr und Gebieter, thut euch zu wissen, daß er schlau geworden ist, daß er kein gutmüthiger Teufel mehr sein kann. Das kommt daher: er war in jüngster Zeit oft be-

trogen. Es hatten sich namentlich einige Seelen, die eigentlich in den Himmel gehörten, in die Hölle eingeschlichen. Wir waren Alle erstaunt. War ihnen die himmlische Herrlichkeit zu langweilig geworden? Es soll nämlich sehr feierlich und ehrbar da zugehen. — Kurz, sie waren da. Was sollte Satan mit ihnen machen? Sie baten demüthiglich, in die Reihen Derjenigen aufgenommen zu werden, die honoris causa büßten. Eine solche Sünde hätten sie sich doch bestimmt als Menschen zu Schulden kommen lassen. Sie waren nun einmal da. Satan mußte seinem homöopathischen Grundsatze treu bleiben, und so gehen jetzt diese lieben Seelen mit verzückten Geberden umher, mit andächtigen Mienen und gemessen-frommen Schritten.

Durch diesen Vorfall ist Satan gewitzigt. Er hat nunmehr beschlossen, daß jede Seele sich einem Höllenexamen — wie bei euch — unterwerfen soll. Wer da durchfällt, dem wird das Thor verschlossen und er mag, wenn er nicht anderswo Platz findet, als Komet durch die Wolken segeln.

Als Examinatoren wird er, gemäß den jetzigen Prinzipien, Diejenigen berufen, die hier auf Erden als solche fungirt haben.

Das ist doch ein bedenkliches Zeichen der heutigen Welt — Alles will Garantie haben, man traut Niemandem. — Ihr könnt nächstens über diesen Punkt ein großes Buch schreiben. Etwa mit dem Titel „Aus dem Examinationszeitalter", oder „Philosophie der Garantie, von einem Geprüften", oder eine Broschüre: „Ist unsere Zeit schwindelfrei?" — Ihr werdet das schon besorgen.

So weit von der neuen Tantalisation der Hölle. Der offizielle Bericht meines Schreibens ist zu Ende.

Ich würde gern noch mit euch plaudern, denn wenn ich euch mir vorstelle, ihr Menschenkinder, ihr Großen und Kleinen und Alten und Jungen, ihr Narren und Närrinnen, und an das schöne Zusammenleben mit euch recht eingehend denke, so wird mir plötzlich die Hölle zu einem Paradiese. Ich weiß nicht, wie es kommt. Ach, lebt wohl, mir wird ganz anheimelig zu Muth, denke ich an euch auf der lieben Erden, an die rührende Liebe und Aufrichtigkeit, die edle Größe der Gesinnung und Tiefe der

Empfindung für alles Gute, Schöne, Wahre. — Ach, tröstet euch mit mir, wir werden uns wiedersehen. Der Weg ist ja so leicht zu finden. Habt nur gute Vorsätze und feste Absätze.

Erhabene Menschheit, dir sendet diesen wirklich aufrichtigen Gruß

eine arme Seele aus der Hölle.

Carneval am Firmament.

A propos! Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio, als euere Schulweisheit sich träumen läßt! — Richtig!

Er war ein großer Luftschiffer und liebte die Frauen.

Dazwischen bestand also eine Wahlverwandtschaft.

Das Herz der Frauen ist ein wunderbares Ding.

Die Luft ist furchtbar schwer, das beweist der von der Luftpumpe ausgesogene Raum, den keine zehn Männer auseinanderziehen können —

Die Frau kann zehn Männer lieben und ihr Herz wird auch nicht zerrissen ...

Und doch kann man in die Luft steigen, wenn man einen Luftballon hat ...

Ja, man kann in der Gunst der Frauen steigen, da sie ein leichtes Herz haben. Wenn man dazu ein schöner Mann ist und Gefahren liebt und einen Luftballon besitzt, so —

Antonio Aerophilos war ein schöner Mann, der stieg allwöchentlich einmal empor, weil es ihm Spaß machte und er viel Geld verdiente. Ich meine im Luftballon — ...

Amanda hatte ein hübsches Gesicht, aber einen häßlichen Mann. „Er ist aber sehr gutmüthig," sagte sie immer, „denn wie hätte ich ihn sonst geheirathet?"

Da lernte sie Antonio kennen; wie es kam, wußte man nicht genau — genug, sie lernte ihn kennen und verliebte sich in ihn und er in sie — und wie das kam, weiß man zwar ganz genau, aber man darf nicht Allem trauen, was die Leute sagen. Doch jedenfalls mußte Amandas Gatte ein sehr gutmüthiger Mann sein, daß er es nicht bemerkte, wenn so viel geklatscht und gemunkelt wurde, Abends in der Theegesellschaft und Mittags auf der Promenade.

Halt! Ich vergaß, daß die Mitmenschen liebende Geschöpfe sind — sie werden es dem Ehemann schon schonend und mitleidsvoll mitgetheilt und den heftigen Zorn durch ihre innige, herzliche Theilnahme besänftigt haben. —

O ihr liebenden, zungenfertigen Gottesgeschöpfe! —

Amanda's Gatte war ein stiller Mann. Die Natur hatte ihn im Zorn geschaffen und als sie bemerkte, daß ihr Werk gar zu häßlich geworden, hatte sie es korrigiren wollen, dadurch aber Alles verdorben.

Das ist just so, wie mit den Kunstwerken, die aus Menschenhand hervorgehen, zumal bei den Werken der heiligen Kritik, die meistens im Zorn geschaffen wurden, und bei den Parlamentsreden. —

Der arme Mann hatte eine furchtbare Nase, man konnte kaum ahnen, nach welcher Richtung sie eigentlich hinwies, wie eine Verkörperung mancher Parteiprogramme . . .

Mancher wird über dieses Bild staunen, — was berechtigt mich zu diesem Vergleich? Das Programm ist mit einer Nase verglichen, weil viele Parteien, die eines aufstellen, eben ihre Nase in allerlei Angelegenheiten stecken, von denen sie gar nichts verstehen, und deren Leithammel überall herumschnüffeln, ob sie etwas finden, womit man die Gegenpartei todtschlagen könnte. Das haben sie aber noch nimmer vermocht. —

Diese Leute sind Todtschläger, sie schlagen die Zeit todt mit eiserner Energie. —

Doch nomina sunt odiosa — nicht wahr, verehrteste Frau Base? —

Also der arme Mann war häßlich, der Mund war aufgestülpt, wie die Lippen des Trompeters von Säckingen sein mußten, denn der Kerl bekam ja die Lärmtrompete nie vom Munde los und schmetterte in einem fort zur deutschen Jungfrau —

Sie hatte ihn zwar lange gehört, er wurde aber sehr aufgelegt danach —

Seine Augen hatten eigentlich keine Farbe — ich meine nicht die des Trompeters, denn die waren doch gewiß blau, tiefblau, so blau, wie „zwei Sternlein in finster Nacht" —

Pardon! Ich bin, was die bunte Pracht in der neuen deutschen Literatur betrifft, mit Farbenblindheit geschlagen —

Sie waren klein und blinkerten und sein Bart war fuchsroth und struppig, wie der des ewigen Juden, wenn der eben ein Germane gewesen wäre. —

Und solch' einen Mann sollte Amanda lieben, sie, die zum Lieben Verdammte?

Es war gräßlich — der Mann hatte aber ein gutes Herz und ein gutes Stück Geld — doch, das wäre ja Nebensache und — selbstverständlich —

Da kam Antonio Aerophilos.

Sie hatte sich selber verkauft — sie mußte sich an sich rächen —

Furchtbar — eines Tages hatte sie es gethan — und war dem Antonio in die Arme gesunken mit den Worten:

„Mache mit mir was du willst — du bist mein Gott — entführe mich auf der Erde, durch die Lüfte trage mich davon — ich bin dein" —

Aber Antonio machte sie auf ihre Pflicht als Gattin aufmerksam, denn sie führte eine gute Küche.

Antonio avancirte, er wurde Hausfreund. —

Weißt du, was ein Hausfreund ist? Nun so ahne es aus dieser Geschichte. — Ein Hausfreund ist oft der Vater — Hilf, Himmel, die keuschen Ohren — wartet doch die Zeit ab — der Vater also mehrerer angenehm verbrachter Stunden, — du Unschuldige! —

Der Gatte merkte nichts, oder wollte nichts merken — er war zu häßlich, etwas merken zu dürfen. —

Habt ihr schon einen reizenden, hübschen Lieutenant gesehen mit einer grundhäßlichen Frau am Arm, so wisset, der Vater dieser Frau ist enorm reich gewesen. So kann man orakeln. Es gehört auch so etwas an diese Stelle.

Der Gatte der schönen Amanda hieß eigentlich Amadis. Seine Eltern, die ihm keinen schönen Leib hatten geben können, hatten ihm wenigstens einen schönen Namen hinterlassen. Er mußte sich dessen trösten. Aber auch der Name wurde ihm verstümmelt, sein Weib sagte immer Madi zu ihm und wenn sie ihn kommen sah, sagte sie zu Antonio Aerophilos: Der Madi kommt! — —

So kam der Tag heran, an welchem Antonio mit seinem neuen Luftballon emporsteigen sollte. Amanda wollte natürlich dabei sein und war mit ihrem Gatten die erste am Platze. Ihr Herz erbebte um den theuren Mann.

„Wir werden unsern lieben Hausfreund noch einmal verlieren, er ist zu kühn!" seufzte sie.

„Ja," sagte Amadis zweideutig.

„Sag 'mal, du guter Mann, willst du nicht mit hochfahren und ihn beschützen, mir bangt so um ihn!?"

„Ja," sagte Amadis und blickte blinkernd zu dem Ballon hoch, der schon leise schaukelnd nach oben strebte. Der Ballon hieß Amanda.

Antonius Aerophilos trat auf. Lautes Jubeln, wie immer beim Erscheinen einer öffentlichen Person. Er sah aus wie ein junger Gott. Alle Frauen waren entzückt und schimpften auf Amanda. Er grüßte graziös mit der Schiffermütze. Man war begeistert. Er stieg in die Gondel, man schrie Hurrah, die Weiber wedelten mit den Tüchern und Amanda weinte eine Thräne.

„Erbietet sich Einer, mit mir zu fahren?" fragte Antonio Aerophilos mit Würde und hoffte entschieden, Abscheu vor diesem Wagniß zu erwecken und größere Bewunderung für sich —

Der stille Amadis erklärte sich bereit dazu.

Antonio schnitt ein Gesicht.

Amadis setzte sich in die Gondel.

Die Taue wurden gelöst.

„Jetzt wird der schöne Amadis in den Himmel spedirt!" rief eine naseweise Stimme.

Die Gondel schwankte, sie hob sich — Hurrah! — Amanda fiel in Ohnmacht, nachdem sie die Arme gen Himmel erhoben, dem ihr Liebstes und ihr Theuerstes entgegengetragen wurde. — —

Amadis war zu Muth, als sei er ein liebes Engelein geworden mit leuchtenden Schwingen, und schwebe der ewigen Seligkeit zu. Er hatte das Gefühl, als er stieg und stieg, als ob der Leib alle Schwere verloren, als ob er den armen, häßlichen Körper abgestreift. Er wagte endlich herabzublicken. Da lag die Stadt in Duft gehüllt.

„Thun Sie mir den Gefallen und sitzen Sie stille, mein Lieber," sagte Antonio.

Amadis drehte den Kopf zurück und sah gerade den Kirchthurm nach unten sausen; schon blinkte der goldene Knopf tief unten herauf.

— „Mir ist's, als versinke die Welt," sagte Amadis, „als stürze Alles in einen unermeßlichen Abgrund." —

Antonio lachte.

— „Was lachen Sie, mein Herr?" —

Antonio sagte nichts. —

Der Wind summte in dem Tauwerk. Das Korbgeflecht knarrte. Antonio hatte ein Fernrohr hervorgeholt und schaute hinab. Währenddem legte Amadis einen glänzenden Gegenstand neben sich auf das schmale Sitzbrett. Sie stiegen und stiegen. Der Wind wurde heftiger und lauter.

„Ich hätte nicht gedacht, daß die Berge da unten so erbärmlich klein wären," bemerkte Amadis nach einer langen Pause; „wie sie sinken — wie lange denken Sie, daß unser Ballon aushält?"

„Wenn es sein müßte — ein paar Tage," entgegnete Antonio.

„Gut, — ha, wie uns die wilden Geister nach oben reißen — haben Sie Alles vorbedacht, wir reisen in den Himmel!" —

Amadis schnitt ein fürchterliches Gesicht.

Antonio mußte wieder lachen.

„Herr, ich verbiete Ihnen, über mich zu lachen," schrie Amadis, „hier oben sind wir Beide allein auf der Welt — vielleicht ist auch einer schon zu viel — da unten, da konnten Sie lachen — da hatten Sie Recht — hier hört das auf —"

Dabei schnitt er eine so wunderlich grausige Grimasse, dabei legte sich seine Stirn in so bizarre Falten und zwinkerten die kleinen Augen so sonderbar, daß es Antonio trotz seines Grausens packte und seine Lippen zu einem Lachen verzerrte.

„Wenn Sie jetzt noch weiter grinsen, schieß' ich Ihnen eine Kugel vor den Kopf —" schrie Amadis wie besessen, und in seiner Hand blinkte eine Pistole.

Der Wind wurde jetzt immer heftiger — er wurde zum Sturm. Ein Wetter war aufgezogen. Die Gondel zitterte und bebte wie die Seele eines zum Tode Verurtheilten. Schwarze Wolken jagten her, unter ihnen, neben ihnen, über ihnen. Wie riesige Drachen wanden sie sich dahin, die beiden Menschen saßen schweigend und hörten der grellen Melodie zu, die in den Tauen kreischte und pfiff. Und höher und höher stiegen sie empor.

Da leuchtete die Sonne plötzlich, blinkerte durch den Riß einer gespaltenen Wolke.

— „Es ist spät — soll ich wagen, etwas Gas ausströmen zu lassen?" — stotterte der zitternde Antonio.

„Da sieh herab — wie die Sonne sinkt, du Hund — es ist das letzte Mal — was, du willst wieder herunter? — das soll dir nicht gelingen." — Amadis ergriff einen Ballastsack und warf ihn über Bord. Der Abgrund verschlang ihn — einen dunklen Punkt.

„Denkst du, das sei so wohlfeil — hoho — Sturm, reiß' uns hoch — weit weg — in eine Welt, wo das Häßliche schön wird und das Schöne häßlich wie ein Wurm — hei, meine schiefe Nase soll wieder gerade werden, meine Lippen roth wie Korallen, meine Gestalt schlank gestreckt, wenn unsern Leib die Zacken und Riffe des höchsten Berges der Welt zerfetzen — hei,

der Sturm bläst aus Nordwest — dann wird mir mein Liebchen treu bleiben — wenn ich schön bin wie Gott — nicht wahr, du Milchgesicht? — Sitzt der Kerl da und zittert! — Lustig, lustig — Carneval ist heute — hörst du nicht die Musik, die Pfeifen und Trommeln? — Sieh' die wunderbaren Carnevalgesichter da in den schwarzen Wolken über der hellen, rothen Sonnenscheibe — die Nasen sind noch schöner wie meine — die Augen glotzen weit freundlicher wie meine — mein Mund ist eine Rosenknospe gegen ihren Rachen —"

„Hören Sie auf bei aller Himmel Seligkeit — ich schwöre Ihnen zu — nie will ich wieder Ihrem Weib nahen — o — Sie rächen sich furchtbar" — schrie der Andere in Todesangst und seine Glieder bebten im Fieberfrost.

Als Antwort warf Amadis einen Sack nach dem andern über Bord.

„In den Himmel, in den Himmel!" rief er wahnsinnig, häßlich wie ein Teufel. Und sie stiegen rasend schnell, kaum konnten sie athmen. Es war fast dunkel, wie eine Hölle braute es rings herum. Es tanzte um sie, es wogte, es kreischte, es toste, es wirbelte in fanatischem Taumel.

„Die Reise in den Himmel dauert verteufelt lange — warte — wir wollen die Sache kürzer machen — hätte zwar nicht gedacht, daß der Weg dahin so angenehm — heissa, heissa, lustig, Kollege im großen Faschingsspiel zwischen Himmel und Erde — wir wollen einmal toller tanzen als alle die Spukgestalten" —

Dabei schnitt er ein Tau nach dem andern ab, welches die Gondel an dem sie nachreißenden Ballon hielt.

Endlich schaukelte sie an zwei Haltestellen, wie die Wiege eines lächelnden Kindleins.

Noch wagte sich Keiner zu rühren, damit sie nicht — —

„Heissa, heissa, lustig — zischt, braust, pfeift — hei, wie schön die Engelein singen — singe mit, College . . ." — —

Ein weiland Fasnachtsspiel aus dem antiken Götterleben.

In einem Akt.

Dem vielfach geflickten und ausgebesserten Homer unterthänigst abgelauscht und nachgesagt.

Personen:

Madame Aphrodite — eine emanzipirte Nihilistin, Vorsteherin des Vereins für internationale, freie Liebe und Probe-Ehe; verschiedener freigeistiger Gesellschaften korrespondirendes Mitglied; Ritterin des Unterhosenband-Ordens mit dem freimüthigen Feigenblatt; Mutter von verschiedenen Millionen überehelicher Kinder — im Uebrigen eine brave, schlichte Hausfrau.

Monsieur Mars — ein interessanter, junger Mann von fünfundzwanzig Jahren — etwas Roué — etwas Sportsmann — blond, athletisch — provocant — ein wenig auf seinen pikant frisirten Kopf gefallen; liest gern humoristische Romane und Geschichten aus dem Kadettenleben; Ritter vom Verdienstorden für körperliche Verflüchtigung.

Monsieur Hephäst — ein älterer, schmächtiger Herr, Besitzer einer gut rentirenden Eisenfabrik, gutmüthig, doch gerieben dabei; hinkt ein klein Bischen infolge einer interessanten Jugendsünde, Ritter vom eisernen Hauskreuz — im Ganzen ein harmloser Pfiffikus und nicht gerade ganz unehelicher Gatte von Madame Aphrodite.

Außerdem noch andere Götter mit ihren Familien. Diener und Chroniqueurs.

Scene:

Schlafgemach der Madame Aphrodite in der Wohnung Herrn Hephäst's. Seitenflügel des Götterschlosses „Zeuseck". Das Schlafzimmer ist mit raffinirtestem Pariser Luxus ausgestattet. Alles flimmert und flirrt von Gold, Marmor, Elfenbein, kostbaren Trümeaux und farbenschreienden Bildern à la Makart ... Durch die Luft schwimmt ein Meer von exotischen Parfüms — die mattrothe Ampel, die von der mit Heiligenbildern ausgelegten Decke an goldenen Schnüren herabhängt, gießt ein wollüstiges, unsicheres, flunkerndes Licht durch das Gemach ... Alles athmet gespannteste Erwartung: von der Fliege, die mit angezogenem Athem auf dem Teppich sitzt und dem niedlichen Pantherchen, dem Schooßthierchen der gnädigen Frau, bis zu dieser selbst, die im ungenirtesten Negligé auf einem der kosigen Divans liegt — den

türkischen „Harems-Schlafrock“ (Pariser Fabrikat) kokett über den schämigen Leib geschlagen, bald still liegend, bald in jähem Stoß einmal auffahrend und fieberhaft gespannt nach den Vorzimmern lauschend ...

Erster Auftritt.

Aphrodite in oben beschriebener Situation allein.

Aphrodite: Zeus! Wie bin ich angst! Ich zittere am ganzen Leibe ... Wenn er nur erst da wäre! Wo er nur heute wieder bleibt? Ach, Zeus! Ach, Zeus! Vertrödelt man die Zeit — liegt man hier schon eine Stunde — ja, so lange ist's — (sieht nach der Uhr auf dem Kamin) — wahrhaftig! Schon halb Sieben! — liegt man hier — und der Treulose — ha! Jetzt weiß ich: er ist meiner satt — satt, wie ein Berliner Gardelieutenant seiner Phryne — wie Musset Madame Sand — hm! hm! warte Ehrloser! Kommst du noch — dann sollst du schon hübsch zappeln heute — Canaille! Als ob ich nicht — wenn ich nur wollte: der forsche, prächtige Herr Alexander von Macedonien — der hübsche, elegante, pikante Nero — der pfiffige Alexander VI. — herab bis zum Theologen jüngsten Semesters — wenn ich nur wollte: ich winke mit dem kleinen Zeh — und sie liegen Alle vor mir und beten mich an und winseln und betteln um ein Fleckchen blonden Fleisches — — und du — du — (sie richtet sich halb auf im Divan) — du bist meiner überdrüssig — kolossal! Warten Sie, mein sauberer Herr von und zu Mars — ich werde Sie an eine andere Adresse weisen: bitte — bitte, mein Herr, wenn Sie so rücksichtslos die Stunde zu vergessen belieben, na, dann besuchen Sie vielleicht 'mal Madame Athene oder die keusche Hebe oder Frau von Pluto — bitte, bitte, mein Herr — geniren Sie sich gar nicht — gar nicht — nicht im Geringsten — dieses leibhaftige Ich gehört in Zukunft entweder wieder Allen oder meinem armen, betrogenen Gatten allein — ich will es mir noch überlegen ... So werde ich höchst von oben herab zu ihm sagen — aber — aber — das ist's eben: wenn ich's kann! Wenn ich ihn sehe, geht mir das Herz auf — ich fühle mich so überselig — so himmlisch selig, wie ich mich nur einmal gefühlt — ich weiß es noch: ich war fünfzehn

Jahr und — und — es war am Abend nach meiner Konfirmation — ich durfte zum ersten Male einen Roman lesen! Einen Roman und noch dazu Zola's — Zola's „Nana“! Ja — wenn ich den haben wollte — Monsieur Zola — der besänne sich keinen Augenblick — aber — und — und ich lieb' ihn immer noch — immer noch — ich spür's am Wogen meiner Brust — am Zucken in meinen Schenkeln — am Prickeln auf meinen Lippen — Carl! lieber Carl — so komm' doch — komm' doch — hier lieg' ich — und fluche deiner und bete, bete im Innersten meiner Seele, daß dich der himmlische Vater Zeus sicher und gefahrlos auf deinem gefährlichen Wege geleite — komm' — komm' in meine Arme — komm'!

(Sie ist in der Extase vom Diwan aufgesprungen, hat den buntscheckigen Mantel alias Schlafrock abgestreift, mit dem jetzt der noch etwas zottige Panther spielt, und steht nun da, in blendender Schönheitsglorie — frei von jeder Hülle — die Arme leicht gekrümmt, sehnsüchtig ausgestreckt, den Oberleib ein paar Zoll nach vorn gebogen — wild geht ihr Athem — heftig wogen die mit leisem Roth überhauchten Brüste — — da:)

Zweiter Auftritt.

... da schiebt eine gelbbehandschuhte Hand leise die Portière zurück und Herr Carl Baron von Mars schlängelt sich behend wie ein Eichhörnchen in's Schlafgemach ...

Frau Aphrodite. Herr Carl Baron von Mars.

Baron: Ditchen! Ich bin hin ...

Aphrodite (die sich schnell gefaßt, mit kalter, abweisender Stimme): Wohin?

Baron: Wohin? Eine sonderbare Frage — wenn ich dich sehe ...

Aphrodite: „Dich“? Was berechtigt Sie zu dieser Vertraulichkeit, Herr Baron? Was?

Baron: Aber Ditchen! Was bedeutet das? Ich verstehe dich nicht! Ich — — ich — ich — —

Aphrodite: Ach was: „ich — ich — ich ..“ (Sie versucht nach dem Schlafrock zu greifen; das Pantherchen knurrt ganz energisch und fährt in seinem zoolyrischen Aerger dem Herrn Baron in die Lackstiefelchen..)

Baron (schüttelt das Thier von sich): Verdammtes Beest! Was fällt dem Burschen ein — nette Erziehung!

Aphrodite (lacht fürchterlich, während sie sich mit dem Schlafrock drapirt): Hahaha! „Nette Erziehung!" Gut gesagt, Herr Baron! Natürlich — wenn Sie mich hier stundenlang warten lassen, muß ich mir mit dem Kerlchen die Zeit vertreiben — finden Sie das so auffällig?

Baron: Auffällig! Na — ich dächte doch! Uebrigens stundenlang? Es ist (zieht seine goldene Uhr) jetzt bald sieben und — —

Aphrodite: Um sechs Uhr hatten wir verabredet — ergo eine ganze Stunde — —

Baron: Ditchen, wenn du wüßtest! . . . Du — —

Aphrodite: Ich will nichts wissen! Uebrigens verbitte ich mir noch einmal ganz nachdrücklich diesen vertraulichen Ton! Wissen Sie nicht, wen Sie vor sich haben, Herr — —

Baron: Die — die — Frau — eines — —

Aphrodite: „Eines"? Was wollen Sie mit diesem sonderbaren Tone sagen? — Ich bin das nicht gewöhnt — ich stamme aus einem alten, vornehmen, feinen Hause — verstanden, Herr Baron?

Baron: Verstanden! Sehr wohl verstanden, meine Gnädigste! Diese Abstammung hindert jedoch nicht, daß Sie — Sie, die Frau eines gutbeleumundeten, ehrenwerthen Fabrikanten, Empfangsstunden haben für — für — — Andere! . . .

Aphrodite: Carl! Und das sagst Du? . . Du? . .

Baron (sich hämisch seinen martialischen Schnurrbart ziehend): Ja wohl — ich, gnädige Frau! Ich! Ich kenne ja Ihre Toleranz in dieser Beziehung! . . .

Aphrodite (indem sie sich immer mehr in ihren Schlafrock wickelt): Hm: „Toleranz"! Abominables Wort! Ich nenne meine Handlungsweise frei — modern — vorurtheilslos — emanzipirt! Ich denke eben frei! . . .

Baron: Und ich spreche eben frei! Wie natürlich! „Sintemalen", wie ein Züricher Professor — —

Aphrodite: Um Gottes — wollte sagen Zeus — willen!

„Professor"! Dürres Holz — ohne Tannhäuserimitationskraft! Ich bitte Sie — „Professor!" ...

Baron: Sie verkennen die Kathederleutchen, Gnädigste — aber, ich möchte doch vorschlagen, daß wir dem Pantherchen da — armes Thierchen, habe dir wohl weh gethan? Bist mir böse? Sei wieder gut! — (lockt das Thier zu sich, indem er ihm eine der Rockschoßtasche entzogene Braunschweiger Cervelatwurst vorhält, und streichelt es liebevoll) — also, daß wir dem hübschen Wesen wieder etwas zu thun geben — Ihr — Ihr Schlafrock sitzt wohl an unpassender Stelle — nicht? ...

Aphrodite (durch die Liebkosung des Panthers von Seiten des humanen, resp. bestialischen Barons etwas versöhnt): So? Meinen Sie — so kann man ihn ja entfernen (wirft ihn über den Panther) — —

Baron: Ah! Ah! Ich erstarre, Ditchen — dieser Schmelz...

Aphrodite: Zerschmelzen Sie nur nicht wie Butter über dem Feuer! Seien Sie ein Mann! Ertragen Sie standhaft...

Baron: „Standhaft?" Ich dächte, wir — wir — —

Aphrodite: Wir ließen uns das angelegen sein — nicht wahr? ...

Baron: Sie verstehen mich vorzüglich — auf Ehre! Mein intimster Wunsch!

Aphrodite: So en avant! Ich habe nichts dagegen! (etwas leiser:) Ich habe lange genug darauf gewartet heute ...

(Beide steigen lusttrunken in das mit goldverbrämten Purpurvorhängen geschmückte baldachinbedachte Himmelsbett — zuerst Frau von Hephäst — dann balancirt Herr Baron Mars, nachdem er sich der gelben Handschuhe und verschiedener Ueberflüssigkeiten entledigt, hinterher; in dem Augenblicke, wo er sich überselig neben seiner Gebieterin ausstreckt, schlägt, durch eine kunstvolle Vorrichtung bewerkstelligt, ein feinmaschiges Drahtnetz über beiden zusammen, das dem verliebten Turteltaubenpaar jede freie Bewegung raubt...)

Aphrodite: Allmächtiger Zeus! Was ist das?

Baron: Eine Infamie! Eine Falle! Verrath! Ich bin verloren! Heuchlerin! Dirne!

Aphrodite: Um Zeus willen! Mäßige dich in deinen Anklagen — ich bin unschuldig — — mein Mann — mein Mann — — der Schurke! ...

Baron: Dein Mann? Wahrhaftig! Jetzt fallen mir Schuppen von den Augen — der Kerl hat was gemerkt — wir sind verloren ... (leise stöhnend) verloren!

Aphrodite: Ich kann mich nicht rühren — kein Glied bewegen — —

Baron: Denkst du, ich? Ich liege wie angefroren! Verdammte Situation! Ganz interessant — aber verdammt dumm dabei!

Aphrodite: Wie sollen wir uns retten?

Baron: Ich sehe keine Rettung — es müßte denn dein Mann selbst ...

Aphrodite: Was? mein Mann selbst! O diese Schande!

Baron: Es bleibt nichts Anderes übrig! ...

Aphrodite: Weh' uns Armen!

(Da raschelt es an der Portière — Hephäst, im schmierigen Geschäftsanzuge, ohne Perrücke, die er nur Sonntags trägt, in der rechten Hand ein spanisches Röhrchen, in der linken einen tröpfelnden Leuchter, kommt leise hereingeschlichen.)

Dritter Auftritt.

Aphrodite. Mars. Hephäst.

Hephäst (nähertappend): Guten Abend, meine Herrschaften (Allgemeines Schweigen im Himmelbett ...)

Hephäst (etwas lauter): Guten Abend, sag' ich! Na — wie geht's Ihnen? (Noch immer Schweigen ...)

Hephäst (für sich): Gefangen, Hephästchen, gefangen! Saubere Sorte! (Stellt das Licht auf den Tisch, legt das Rohr daneben, schmunzelnd sich dann die Hände reibend.) Famoser Coup! In die Falle gegangen: etsch! etsch! Na, meine kleinen Täubchen, habt ihr euch ordentlich gegenseitig mit Liebe genetzt? Na — ich netze wieder — hahaha! ...

(Knurren hinter dem Bettvorhang ...)

Hephäst: Ihr muckst euch endlich? Köstlich! na: quos ego! (Nimmt das Rohr, macht ein Ende im Lichte der Stearinkerze glühend, schleicht sich dann zum Bett hin, hebt den Vorhang ein wenig auf und stichelt mit dem glühenden Ende durch die Netzmaschen hindurch auf die beiden Gefangenen los ...)

zugleich:

Aphrodite: Schätzchen! Schätzchen — ach, lass' doch sein — ich will's ja nicht wieder thun — ich koche dir morgen auch dein Lieblingsgericht: panaché — hör' doch auf, Alterchen!

Mars: Au, au! Donnerwetter, alter Kerl, laß den Unsinn —

Hephäst: Panaché? Nicht übel! Aber erst wollen wir das Experiment doch noch 'mal machen — ist doch zu originell! (Wiederholt die Stichelei.)

(Aphrodite und Baron Mars wimmern ganz entsetzlich.)

Hephäst: Wartet! Euch soll die Lust vergehen! Ihr sollt büßen! (Geht zum Fenster, reißt den Flügel auf und schreit in den Schloßhof hinunter.) He! Collegen! Zeus! Hera! Athene! Apollo! Diana! Hebe! Merkur! So kommt doch 'mal schnell 'rauf — aber schnell! Nee — so 'was ist mir noch gar nicht passirt — das habt ihr noch gar nicht gesehen — na, so macht doch!... (Hinter den Coulissen werden nach und nach Antworten und Fragen: „Was ist denn los?" laut ... Schließlich ruft Jeder: „Gleich — komme gleich!" — Bald darauf kommen dann auch Alle und stürzen athemlos in das Schlafgemach der Frau von Hephästos; die Damen nicht ohne zurückhaltende Scheu; Hephäst schlägt die Vorhänge auseinander ...)

Vierter Auftritt.

Mars. Aphrodite. Hephäst. Der Chor der Götter und Göttinnen ...

(Als die Gerufenen das Paar auf dem weichen, üppigen Eiderdaunenlager wahrnahmen, fahren sie entsetzt zurück ... Unwillkürlich schlagen Alle die Augen nieder ... Schon wollen sie, eigenthümlicherweise die Männer zuerst, wieder gehen, da zeigt ihnen der pfiffige Mann seiner Frau das dünne, kaum wahrnehmbare, aber recht fühlbare Drahtnetz ... und da):

Hephäst mit den Himmlischen insgesammt: Ein rasendes Gelächter!

(Das Lachen will gar kein Ende nehmen. Den Armen stehen die Thränen in den Augen — so müssen sie sich ausschütten vor Lachen ... Immer erneute Ausbrüche folgen ... Das ganze Haus — das ganze Schloß wackelt — und auch drunten auf Erden fängt es an unsicher zu werden ... Merkur beherrscht sich zuerst: Während die Andern weiterlachen, Hephäst toll mit, schleicht er im Zimmer herum, befühlt da und dort — stibitzt da und dort

eine Kleinigkeit — einen winzigen Edelstein, eine Busennadel, ein hübsches, niedliches Figürchen vom Nähtisch — bringt ein Achatkästchen heimlich um die Ecke und — verläugnet sich so nicht . . . Während die Andern immer noch weiterlachen, fällt ganz sacht der Vorhang . . .)

Der neue Gesetzesparagraph.

Kaum ist die Kunst erfunden, Gedanken zu lesen — nicht aus Büchern, denn das sollen schon immer einige Leute verstanden haben — nein aus Köpfen, da kommen schon massenhaft Gedankendiebstähle in Schwung. Früher stahl man nur gedruckte Gedanken, nun aber gar ungedruckte. Einige Diebe haben es darin zu einer besonderen Fertigkeit gebracht. Das Schlimmste aber ist, man kann es ihnen nicht beweisen. Kein Wunder, daß jetzt alle Leute, die noch Gedanken zu verlieren haben, sehr vorsichtig werden und sich nicht mehr auf die Straße ohne Begleitung neutraler Personen, d. h. solcher, die keine Gedanken zu verlieren haben, wagen. Denn durch Berührung könnte ihnen ja doch der erste Beste ihr Gedankenlager plündern. Am allermeisten sind der Gefahr Leute ausgesetzt, die man als geistreich kennt. So wird es kommen, daß nächstens die Berliner Straßen ganz leer werden, denn die vielen hier lebenden Schriftsteller fürchten sich alle, den reichen Schatz ihres Gehirnkastens berauben zu lassen. Und diese Species macht doch einen großen Theil der Bevölkerung aus! Am allertollsten ist übrigens, was neulich einem jungen Autor passirte. — Der Mensch dauert mich wirklich! — Kam er da zum Verleger mit einem Bündel von allerlei Skizzen, Aphorismen ꝛc., ganz schüchtern, um sich endlich einmal gedruckt zu sehen. Der Verleger nahm die Sachen zur Durchsicht und bat ihn, wiederzukommen. Das geschah auch. Aber welcher Empfang ward ihm da! Der Verleger sagte ganz barsch: „Mein Herr, Sie sind wohl auch einer von den modernen Gedankendieben? Einiges hievon mögen Sie aus sich haben, nun ja, einige ganz unbedeutende Gedanken, aber die andern — machen Sie mir nur nichts weiß — haben Sie von der Straße ge-

stohlen!“ — „Wie? Was? Werther Herr, Sie sind kolossal unwissend.“ — „Donnerwetter, diese Unverschämtheit!“ — „Allerdings! Glauben Sie denn, daß das Gedankenstehlen so neu und gar strafbar sei? So mögen Sie denn wissen, daß es von jeher das Geheimniß aller Dichter gewesen ist, von der Straße und wo auch immer her die Gedanken zu stehlen, auszusprechen, was Andere denken und fühlen! Das ist ja eben die Kunst, mein werther Herr! Versuchen Sie's doch selber einmal, ob Sie's können, dann werden Sie schon merken, daß es eine Kunst ist!“ — Sprach's, drehte dem verblüfften Verleger stolz den Rücken zu. Der aber nicht faul, lief zu seinem Freund, dem Abgeordneten Kalbfleisch, und bat ihn, doch bei seinen Parteigenossen dafür zu wirken, daß ein neues Gesetz eingebracht werde zum Schutz der Gedanken.

Da bin ich gespannt auf die nächste Reichstagssession.

Hinter dem Fächer.

Eine ziemlich allgemeine Betrachtung.

Der Fächer ist eine verschiebbare — ich höre eben, wie Einer in mir flüstert: versetzbare — na, was denn eigentlich? — ein — einer — eine — jetzt hab' ich's — eine Coulisse!

Der Fächer ist also eine Coulisse!

Ich muß das am besten wissen — sintemalen ich in einer Scene hinter dieser Coulisse mitgewirkt habe — als höchst beglücktes Objekt . . .

Fräulein Adelina — Donnerwetter, war das Frauenzimmer hübsch! . . .

Und fett!

Diese Dame also saß einmal auf der „Jungfrau“ als — ihresgleichen . . .

Natürlich! . . .

Ich stand auf einer benachbarten Kuppe — zwischen uns lag

ein tiefes Thal — das sich aus verschiedenen Gründen in mehrere Abgründe zerspaltete ...

Ich male natürlich nicht realistisch ... Man nehme mich wie ich bin ... das kann ein Hagestolz von jeder Leserin verlangen! ...

In der Hand hielt ich den Bädeker und ein Sprachrohr ...

Meine Nachbarin — d. h. Fräulein Adelina auf der Jungfrau-Höhe — sah von Weitem aus wie ein appetitlicher Leckerbissen für das bewußte Leitmotiv aller Idealisten, den Mustervogel aller Poetereibeflissenen — ich meine den Lämmergeyer — beinahe hätte ich geschrieben Lemmermayer ...

Pardon, Herr College!

Uebrigens ist Ihre Anthologie — doch ich schweife ab ...

Heiliger Schnee, leuchtend wie die Nase eines Weinreisenden, wenn dich des Morgenrothes erste Lichttropfen bespritzen — heiliger Schnee — bleibe kalt bis in das Herz hinein — verzeihe mir!

Ich kannte Adelina aus der Tanzstunde! ...

Ich trug mich damals mit allerlei Weltbeglückungs-Ideen ...

Ich wollte Zahnarzt werden und die Unterthanen Seiner Hoheit wenigstens um ein Dutzend vermehren ...

Dafür muß es doch auch Orden geben, dachte ich damals in meiner grenzenlosen Naivetät! ...

Ja wohl — Prosit Mahlzeit!

Orden — dafür!? ...

Einfach und rein lächerlich!

Orden gibt es nur für Lücken, die ein akademisch gebildeter Mensch von Schneider-Gnaden im Frack unbewußt angebracht — für weiter nichts ...

Ein Orden ist ein beglaubigter Lückenbüßer ...

Doch das nur nebenbei.

Ich wollte von meinen Beziehungen zu Fräulein Adelina Rosinenfels sprechen ...

Die saß also, wie erzählt, auf der höchsten Sprosse der Jungfrau — viele Jahre später, nachdem ich sie in der Tanzstunde bewundert hatte ...

Ach — wie bewundert!

Freund — oder Bösewicht? — Amor hat bekanntlich auch eine Linse bei sich, durch die er die von einem weiblichen Wesen ausgehenden Strahlen der Schönheit, Liebenswürdigkeit, Grazie und sonstiger, selbstverständlicher Vorzüge concentrirt — gerade natürlich auf das brennschwammgleiche Herz irgend eines männlichen Zweifüßlers!

Was dabei Alles herauskommt! . . .

Himmel! In vielen Fällen sogar verschiedenes Ueberflüssiges! . .

Aber der König braucht Soldaten! . . .

Und Jeder kennt § 1 im Patrioten-Katechismus! . . .

Dann umkreiste ich andere Sonnen — Adeline war vergessen wie die Märchen, die man uns erzählt, bevor wir geboren sind . . .

Ach — wir haben Alle ein gar zu schlechtes Gedächtniß! . . .

Und da wundert man sich, daß Undank der Welt Lohn ist . . .

Uebrigens auch der Halb-Welt . . .

Warum strikt nicht Jeder? Dann hat er keinen Lohn zu erwarten . . .

Wir Herren und Damen der Schöpfung — unsere Dummheit ist wahrhaft paradiesisch! . . .

Aber um endlich auf besagte Jungfrau zurückzukommen!

Auf einer Schweizerreise fanden wir uns wieder . . .

Das Wiedersehen par distance war ausgelassen . . .

Wir befanden uns ziemlich allein im Hochgebirge . . .

Zuerst wollte ich zu meiner Sirene hinüberspringen . . .

Für sie wollte ich einst durch's Feuer gehen — ich hatte es ihr tausend Mal geschworen —

Warum in diesem erhabenen Augenblick nicht durch die reine, freie, gesunde, nur etwas kalte, bissige Luft?

Uebrigens in puncto: Sirene! . . .

Fräulein Adeline war nämlich unter die Emanzipirten gegangen! . . .

Natürlich hier oben in der majestätischen Schnee-Region! . . .

Ich traute jetzt meinen Augen ebenso wenig wie früher den plastischen Abrundungen vorurtheilsfreier Jungfrauen und Schriftsteller . . .

Und doch — es mußte wahr sein . . .

Adelinchen war in die Wildniß gegangen, um sich mit einem — Leben abzufinden . . .

Herrjeh — das mußte hier oben noch nicht vorgekommen sein! . . .

Und ich — sollte ich? — ich war unschlüssig wie noch nie! . . .

Ich zählte verzweifelt an meinen Rockknöpfen: ich mußte doch endlich wissen, sollte ich dem feierlichen Einsetzungsakt hier oben beiwohnen oder mich in den ersten besten Abgrund stürzen . . .

Das Letztere war entschieden tragischer, aber wer wußte um den Ausgang? . . .

Die Götter konnten das Opfer eines Schämigen nicht annehmen — die alten, guten, braven, einfachen, ursprünglichen Olympier, die ich längst wieder zum Spezial-Gebrauch für mich eingeführt . . .

Die alten Herren und Damen sind nicht todt — bei Leibe nicht . . . können Götter sterben?

Wenn — dann — aber nein: Die Ironie wäre zu blutreich — wo sollten alle Wurstmacher herkommen zur Fabrikation der historisch-philosophischen Blutwurst?! . . .

Weiß der Teufel! . . .

Also blieb ich . . . da fiel mir eine Vorschrift aus dem Codex des „guten Tones" noch zur rechten Zeit ein . . .

Zeus sei Dank!

Ich nahm mein Sprachrohr und schrie zu meiner emanzipirten Jungfrau-Besitzerin hinüber: „Gratulire im Voraus!"

Adelina hatte gemerkt, daß ich mit mir einig geworden . . .

Sie schlug den Fächer auseinander, hielt ihn vor das Gesicht, wandte das große Strohköpfchen in einer halben Achtelswendung zu mir und — dachte wahrscheinlich, wir befänden uns in irgend einem Tanzsaal . . .

Schade, jungfräuliches Linchen! . . .

Ich verstand kein Wort — natürlich! . . . Der weitere Dialog mußte also ebenso „ausgelassen" bleiben, wie die mündliche Wiedererkennungsscene . . .

Sollte ich ihr mein Sprachrohr hinüberspediren? . . .

Ja — was sollte dann aus mir werden? . . .

Ich gestehe, der Dialog hinter dem Fächer, den ich damals oben auf der „Jungfrau“ mit meiner Geliebten a priori geführt — er ist der schönste und geistreichste aller Fächer-Dialoge, die ich je über mich ergehen lassen mußte! . . .

Ich verstand kein Sterbenswörtchen von dem verschämten Liebesgelispel Schönadelinens . . .

Unterdessen war der „Dritte im Bunde“ angekommen! . . .

Oder die Dritte? . . .

Ich habe es nie erfahren können . . . Ist ja auch egal! . . .

Aber die Natur forderte ihren Tribut! . . .

Ich hielt mir mit dem Bädeker die Augen zu, als ich an dem nervösen Hin- und Hergezitter des Fächers die innere Beschäftigung meiner Schneekönigin merkte . . .

Heiliger Nepomuk, stehe ihr und mir bei! Das war eine Scene!

Auf der „Jungfrau“ saß eine Mutter!

Und — nein! — ich fühlte mich unschuldig! . . .

Der Fächer ist eine Couliſſe . . .

Denn passiren derartige merkwürdige Alltagsgeschichten nicht stundstündlich hinter allen möglichen Coulissen? . . .

Ich dächte doch . . .

Und der Fächer ist der gewissenloseste aller Kuppler . . .

Er redet eine eigene, ganz schnurrige, höchst effektvolle Sprache — er klappert und tickt in allen möglichen Melodien — er wippt leise auf und nieder in süß beseligendem Rhythmus — er zuckt und zittert wie eine Wetterfahne im Winde — er scheucht die Gluth, um sie zu erzeugen! . . .

Im Fasching des Lebens ist der Fächer das Entbindungs-Instrument der Lüste und Leidenschaften . . .

Er ist der Koketten ebenso unentbehrlich, wie dem Schornsteinfeger die Leiter . . .

Und wir ungeartete Wesen masculini generis?

Wir denken und sagen à la Voltaire: Wenn es noch keinen Fächer gäbe, müßten wir einen erfinden! . . .

Denn der Reiz der Fächersprache ist zu süß, prickelnd, berückend, als daß wir in der dürren, magern Prosa des Lebens seiner entbehren möchten! ...

Adelina ist vergessen ...

Nun — wenn ich heute Abend — nach dem Theater — im Salon meiner kleinen, angebeteten, etwas embonpointirten Edith sitze und hinter dem Fächer resp. über den Fächer hinweg aus ihren schwarzbraunen Zigeuneraugen brünstige Flammen zu mir herüberschießen — dann weiß ich, was es bedeuten soll — ich lege mein tugendhaftes Büßergewand ab — schlinge mir Rosen in das Haar — entringe den kleinen, niedlichen, fleischigen, ringblitzenden Fingern den Perlmutter-Fächer und denke an meinen guten Freund Tannhäuser und seinen moralischen Lebenswandel ...

Ich bin kein unwürdiger Jünger des großen Meisters ... Edith kann es bezeugen ...

Der Fächer ist zur Erde geglitten ... Er liegt am Boden, auf dem sammtweichen Teppich wie ein bunter, reichfarbiger Falterflügel ...

Er hat heute seine Schuldigkeit gethan — morgen spielt er eine neue Lockweise — es dauert nicht lange, so hat sich Einer wieder gefangen — und so rast der Fasching des Lebens hin — Tag um Tag — in wilder, wüster, toller, taumelnder Jagd ...

Evoe! Evoe! ... Evoe! ...

Carnevalsscenen.

Erste Scene.

Ein weiter Saal. Viele Paare in buntem Kleid wandeln auf und ab. An den Wänden reiche, goldgeschmückte Sessel und Divans. Es ist Alles in lustigster Stimmung. Frohe Musik. Einzelne Masken tanzen.

Schäfermädchen (singt).

Lustiger Fiedelklang,
Heissa, Juchhe!

Macht mir das Herz so bang,
Macht mir das Herz so weh —
Denn, ach! mein Liebster ging —
Ließ mich allein —
Will denn kein schmucker Herr
Liebster mir sein?
Fiedelklang, Fiedelklang —
Heissa, Juchhe!
Macht mir das Herz so froh
Und, ach! so weh.

Ritter (à la Uhland).

Laß die Klage, laß vom Harme,
Komm' in meine starken Arme —
Komm', uns trägt mein feur'ges Roß
Auf mein festes Ritterschloß.

(Sie legt ihren Arm in den seinen — Beide verschwinden in einem Nebensaal.)

Erster Bürger (XVI. Jahrhundert).

Sehen Sie's, Herr Nachbar, immer
Wird die Jugend doch noch schlimmer —

Zweiter Bürger (XVII. Jahrhundert).

Hat er doch zu Haus, der Sünder,
Eine Frau und sieben Kinder!

Dritter Bürger (mit kalter Pfeife und Zopf).

Ach, das will noch gar nichts sagen,
Denn in unsern bösen Tagen
Mußten meine Augen schauen
Einen Herrn mit sieben Frauen.

Herr (im Frack, XIX. Jahrhundert, höchst blasirt).

Gott, wie sich die Leute geben,
Sollten erst 'mal heute leben.

Phantasiemaske (jedenfalls das XX. Jahrhundert darstellend, spricht wie ein aufgezogenes Uhrwerk).

So, wie jetzt
War es nie,
Cölibat,
Bigamie —

Toleranz
Ueberall,
Mummenschanz —
Narrenball —
Höchstes Glück
Volapück —

(Die Vier sehen sich entsetzt an. Mit sichtbaren Zeichen größter Angst entfernen sie sich.)

Phantasiemaske (zu einem alten Griechen).
Reich' mir die Bruderhand
Ueber der Jahrtausende Kluft! —

Alter Grieche (mit sokratischer Nase).
Perser, Scythe, troll' dich von hinnen,
Dein Geschwätz bringt mich von Sinnen.

Phantasiemaske.
Ich sprach griechisch? Sei tolerant —
Gieb mir die Hand, verfluchter Schuft! —

(Sie nimmt den alten Griechen auf die Schulter und läuft hurtig fort. Der alte Grieche schreit: *πίπτω πεσοῦμαι ἔπεσον.*)

Napoleon (die Arme gekreuzt).
Ich wollt', ich läg' erst da
In deinem Schooß, St. Helena! —

Schulmeister (mit der Ruthe).
Na warte, du bist ein Genie —
Ich muß dich strafen, komm' mal hie! —

(Schulmeister legt Napoleon über sein Knie und haut ihn. Man hört Au schreien. Wie der Schulmeister wieder zuschlagen will, sieht er, daß er seine Frau im Arme hat.)

Schulmeisterin.
Tyrann, das sollst du bitter büßen —
Heut' Nacht mir den Pantoffel küssen,
Dazu sollst du, du Thor — ich wette,
Nicht wieder in das Ehebette.

Schulmeister (athmet auf).
Dank! heiliger Napoleon,
Bewahr' du mich vor Schimpf und Hohn! —

(Man hört fröhliches Lachen. Eine Schaar Masken hat sich zusammengerottet.)

Gensdarmes.

Was ist da los? Sozialdemokraten —
Aha! Broschüren — ich wittere den Braten.
(Er zieht den Säbel.)
Gleich her damit — das fehlte noch —
Ich denunzire Euch, marsch — in's Loch! —
(Er packt einen Mann mit Calabreserhut am Kragen.)

Mann mit dem Calabreser.

Was wollen Sie? Hier werden Traktätchen vertheilt.
Man ist hier soeben zusammengeeilt,
Um eine Bußpredigt zu hören
Voll guter Schwänke und frommer Lehren.
Ich will die Leute dabei studiren
Und lesen in ihren Zügen und Mienen.
(stolz) Ich lebe von Poeterei!

Gensdarmes.

So? Na, die Kerle sind vogelfrei —
Sie sind mir zwar verdächtig erschienen,
Solch' Putz kann selten irre führen —
Das Tuch, der Hut, die lange Nase,
Dazu in ewiger Ekstase.
(Steckt den Säbel ein.)

(Der Schwarm kommt näher. Auf mehreren Masken sitzend erkennt man einen Mönch. Sie machen Halt. Man bildet einen Kreis.)

Bußprediger.

(Auf der Schulter des 20. Jahrhunderts und einiger unheimlicher Gestalten.)

Die sünd'ge Menschheit zu erlösen
Ist ewig unser Prinzip gewesen —
Wobei auch nebenbei uns Allen
So mancherlei ist abgefallen —
So bringt mir nur Vertrauen entgegen,
Ich spende euch den Narrensegen!
Setzt andächtig die Kappe auf
Und schaart euch um mich her zu Hauf'.
Wer nicht bei jedem kräft'gen Wort
In Narreneinfalt lächelnd nickt,
Der zieh' aus diesem Kreise fort
Belegt mit Narreninterdikt!
(Gensdarmes nickt.)

Ihr Narren hört! Als Gott die Welt
Geschaffen einst, die Zeit sich zu vertreiben
— Ich hätt' es lieber lassen bleiben —
Da hat es sich herausgestellt
Am sechsten Tage noch zum Schluß
Nichts sei's mit dem Homunculus.

Herr (19. Jahrhundert).
Ich bin Monist, was soll der Kohl?

Bürger (16. Jahrhundert).
Pfui, ist der dicke Kerl frivol!

Bußprediger.
Wenn ihr nicht willig glaubt
Und nickt mit eu'rem Haupt,
So werde ich euch gräßlich verfehmen
Und euch die Narrenkappe nehmen.
(Alle nicken.)

Chorus.
Hab' Geduld
Mit unsrer Schuld!
Alles wollen wir lieber leiden,
Als die warme Kappe meiden. —

Bußprediger.
Ja, seht, warum habt ihr mich unterbrochen,
Ich hätte sonst viel mehr gesprochen.
Von der Menschen Fehler und argen Tücken
Von seinem Vor und Hinter dem Rücken;
Euch Alles mal geführt zu Gemüthe —
Wo gibt es echte Herzensgüte?
Thut Buße!

Schulmeister.
Sag', was sollen wir thun? —
In Sack und Asche liegen?

Bußprediger.
Nun,
Das wäre viel zu wenig! Nein!
Die Buße, die muß schwerer sein.
Denn groß ist eurer Sünden Last,
So groß wie eure Narrheit fast:
Hört, was ich habe euch zu künden!

(Mit riesiger Stimme.)

Für eure schweren Weltensünden
Sollt ihr mal auf ein ganzes Jahr
Hinleben eurer Maske bar!

(Ein markerschütterndes Wehgeschrei erhebt sich.)

Erster Mensch.

O Jammer!

Zweiter Mensch.

O Graus!

Dritter Mensch.

Das kann ich nicht!

(Gensdarmes weint, man sieht sein rothes (!) Schnupftuch.)

Vierter Mensch.

Den ersten Tag mein Herz schon bricht.

Erster Mensch.

Ich geb' mein Geld und all' mein Gut.

Dritter Mensch.

Mein Leben geb' ich und mein Blut.
Was frommt es noch —

Zweiter Mensch.

Vorbei, vorbei!

Eine ganz geheime Stimme.

Verdammte Narrenklerisei!

(Allgemeines Heulen und Zähneklappern, Weinen, Schluchzen. — Plötzlich kommt ein Ballet hereingetanzt. Lustige Musik erklingt wieder.)

Alle (singend und tanzend).

Heissa, Juchheissassa!
Noch ist die Zeit nicht da!
Heute nicht,
Morgen nicht!
Heissa, Juchhei!
Noch steckt die Maske vor,
Noch ist uns taub das Ohr,
Heute noch,
Morgen noch,
Heissa, Juchhei!

(Wirbeln durcheinnander.) — —

(Ein gewaltiger Donnerschlag ertönt. Ein Knattern läßt sich vom Orchester her vernehmen. Es treten auf: Faust und Mephistopheles.)

Zweite Scene.

Tänzer (seine glühende Tänzerin umschlingend).
Wir wollten eben voller Freude
Zum Tanze uns bereiten,
Da rissen mit entsetzlichem Krach
Dem Basse alle Saiten! —

Faust (ein himmlischer Geist).
Es zog mich zu der Erde nieder,
Der Himmel wurde mir zu klein,
Ich wollte gerne einmal wieder
Bei meinen lieben Menschen sein.
Mir ward's gestattet —

Mephistopheles.
Ich wußte ja,
Daß dir das ew'ge Halleluja
Langweilig werden müßte auf die Dauer —
So liege ich lange auf der Lauer;
Jetzt hab' ich wirklich dich getroffen,
Du hast erfüllt mein festes Hoffen,
Denn eine Seele so wie du
Voll Drang ist nicht für sel'ge Ruh.
Doch soll ich wieder den Diener machen,
So unterzeichne diesen Pakt —

Faust.
Der Teufel hat doch niemals Takt —
Sind's wieder solche tollen Sachen?

Mephistopheles.
Versprich mir diesmal hoch und theuer,
Zu meiden stets mein Höllenfeuer.

Faust.
Ich weiß nicht, was du willst.

(Nach schwerem, furchtbaren Schwanken unterschreibt Faust den Pakt mit blauem Blut.)

Mephistopheles.
Ja, seht,
Wenn es die Menschen wieder wissen
Daß ihr zu mir habt wandern müssen,
— Wenn ihr euch wieder jetzt vergeht,

In Blasphemien, Trachten und Grübeln
In Forschen, Läugnen, Trotzen, Liebeln,
Wie damals — doch ich glaub' es kaum —
So wäre in der Hölle nicht Raum
Für Seelen, die euch nachgetrachtet. —

Faust.

So freu' dich teuflisch!

Mephistopheles.

Um Himmelswillen!
Die Seelen, die ihr mir damals brachtet,
Die konnten meine Lust nicht stillen —
Die wußten gar nicht, was sie verbrochen,
Hatten in euren Thaten herumgerochen
Und hatten nie, wenn man's bedacht,
Eine rechte, wahrhaftige Sünde vollbracht!

Faust.

Es sei! — Doch nun genug geschwätzt,
Mach' mich zu einem Menschen jetzt.

Mephistopheles.

Zwar bin ein Geist ich, der verneint,
Doch muß ich was auf Ehre geben —
Verzeiht darum, mein werther Freund,
Nach echten Sündern mein Trachten und Streben.
Das Halbe hass' ich — sei ganz was du bist,
Ein frommer Heide, ein falscher Christ.

Faust.

Es war doch schön, als ich ein Mensch noch war,
Noch hoffen, zweifeln, glauben konnte,
Und Hasten, Streben immerdar,
Der Wahrheit Dämmerlicht mich sonnte —
Das war ein Glück!
Gib's mir zurück.

Mephistopheles.

Ich hab' mein Volk vor meines Thrones Stufen
Für diesen Abend herberufen.
Sieh' diese Menge
In dichtem Gedränge.
Wähl' dir von allen den Gestalten
Die beste aus, drin magst du walten.

Faust (nach tiefem Sinnen).
Verleih' mir die, die mich am besten kosten
Mein Leben läßt und nimmer rosten,
Die mich von allen Tiefen ferne hält
Und mitten drin mich in das Leben stellt.

Mephistopheles.
Es sei!

(Verschwindet.)
(Die Erde erzittert. Kanonendonner. Kampfgellirr.)

Faust (als Lieutenant mit Schnurrbart.)
Donnerwetter! — Famoses Gesicht
Und welch' pyramidale Waden! —
Brillantes Schätzchen, willst du nicht —
Ein Kuß im Stillen kann nichts schaden. —
(Legt seine langen Arme um die Taille eines Blumenmädchens. Beide ab.)

Dritte Scene.

Don Quijote. Sancho Pansa.

(Don Quijote in modernem Gesellschaftskleid, einen riesigen chapeau claque statt des Barbierbeckens auf dem Kopfe tragend, unter dem Arme eine ellenlange Gänsefeder haltend. Statt des Visirs sitzt ihm eine Brille auf der Nase und irgend ein Orden auf der Brust. Sancho Pansa in blauer Blouse. Er sieht aus wie ein Drucker.)

Don Quijote.
Gegen die Geister der Finsterniß
Will ich kämpfen mit diesem Kiel;
(er schwingt mit grimmiger Geberde die Feder)
Zu Tode treff' ich sie gewiß,
Ausrott' ich sie mit Stumpf und Stiel.

Sancho Pansa.
Ach, Herr, ich sehe keinen Geist,
Doch werde ich's thun, sowie ihr's heißt. —

Don Quijote.
In Reih' und Glied, mit Hammer und Ambos
Erlege ich der Lügner Stammtroß,
Wie mir ein Vorbild treu und wahr
Held Leo und ein Andrer war —
Die Feder eingelegt, Papier, Papier!

Pamphlete riesengroß, die will ich schreiben!
Ha, gegen Lug und Trug! O, möget ihr,
Ihr große Geister all', an meiner Seite bleiben! —

Sancho Pansa.

Ach Herr, ihr sprecht so viel von Geistern —
Auch große Geister habe ich nie gekannt,
Und sah doch manche Bücher kleistern,
So schön und dick!

Don Quijote.

Armsel'ger Fant,
Geh', troll' dich fort zu Deinesgleichen,
Dir ist ein hoher Flug versagt.

Sancho Pansa.

Vorläufig noch bei allen euren Streichen
Mir die Gemeinschaft doch behagt.
Ihr haltet mich sonst gut; na schön —
So will ich Alles, was ihr forbert, glauben —
Was brauch' das Zeug ich zu verstehn,
Es hingen mir zu hoch die Trauben.

(Don Quijote hat wüthend umher geblickt. Sein rother Bart wackelt. Er nickt Sancho mit einem grimmigen Blicke zu. Sancho breitet ein gewaltiges Buch aus und zieht eine riesige Flasche hervor, von einem rothen Saft erfüllt. Ein Mönch geht vorüber.)

Don Quijote.

Verfluchter Pfaffe!
(Schreibt hastig.)

Sancho Pansa (leise).

Herr, sprecht nicht so laut!
(Ein Ritter geht vorbei·)

Don Quijote.

Brutaler Junker!
(Schreibt wieder.)

Sancho Pansa (in Angst).

Ach, mir graut,
Wenn die das hören — ach Herrje!
Sie kehren um, o weh, o weh!

Mönch und Ritter (zu Don Quijote).

Woll'n Sie sich über mich moquiren?

Don Quijote (hastig schreibend).
Ihr frechen Kerls, wollt ihr noch schwadroniren? —
(Ritter schlägt Don Quijote den chapeau claque über die Stirn.)

Don Quijote (immer schreibend).
Ach, Sancho, sag', was ist gescheh'n,
Ich kann aus beiden Augen nicht seh'n.

Sancho Pansa.
Ach Herr — der Mönch — so seid doch still,
Der Mönch sieht just so aus, als ob er reden will.

Mönch (schreit laut).
Ihr Narren, kommt herbei, man will mich hier verhöhnen,
Mein Wohl muß heilig sein euch, meinen lieben Söhnen!
(Die Masken laufen durcheinander. Viele nahen.)

Viele Stimmen.
Sprich, Väterchen, was hat man dir gethan?

Mönch (die Hände faltend).
Er spritzt mich mit dem Gifte seiner Feder an!

Erster Narr.
Das soll er büßen!

Zweiter Narr.
Er soll bluten.

Dritter Narr.
Wir lassen Beide laufen Ruthen!

Sancho Pansa (das Buch vor sich haltend).
Ach, werthe Herren, ich war es nicht.

Mönch (auf Sancho weisend).
Der dicke Kerl hat ihm das Buch gehalten.

Vierter Narr.
Da setzt es Prügel, Bösewicht.

Zweiter Narr.
Wir wollen ihnen die Schädel spalten.

Don Quijote (in stiller, erhabener Würde).
Ihr seid Gesindel,
Ich kenne den Schwindel!
O, wehe euch!
Fort geht ihr gleich!
(Er zieht den chapeau claque wieder hoch.)
Fürchtet meiner Feder Gewalt
Und meines Geistes donnernde Macht!

Sancho Pansa.

Mir überläuft's den Rücken kalt,
Daß der noch weiter Flausen macht!

(Die Masken stürzen über das Buch her und reißen die Blätter heraus. Aus den Fetzen machen sie Papiermützen, die sie an Stelle ihrer Kappen aufsetzen. Ein Narr ringt endlich Don Quijote seine Feder aus der Hand. Man befestigt an ihrem obern Ende eine Seite aus dem großen Buche, auf der in riesigen Lettern geschrieben steht: „Tod der Lüge, Untergang dem Trug.“ Ein Narr schwingt die Feder als Banner. Man setzt Don Quijote ebenfalls eine Papiermütze auf, was er, gleichsam versteinert, geschehen läßt. Auch Sancho Pansa bekommt eine. Dann bildet man einen Zug: der Mönch voran, mit den Händen den Takt der Musik schlagend, dahinter das Federnbanner und das Buch, worauf Don Quijote, an den Händen geführt, folgt, umringt von den jubelnden Masken.

Don Quijote (eine funkelnde Thräne leise zerdrückend).

Du armes, verrathenes Ideal! — —

Sancho Pansa (für sich grollend).

Du Esel! das ist das letzte Mal! —

(Der Triumphzug ab; noch in der Ferne hört man schreien: Hoch die Narrheit! Hoch der Weisheit! bis der Ruf endlich, gleichsam von oben kommend, leise verklingt.)

Letzte Scene.

(Man sieht und hört eine Weile nichts. Dann erhebt sich ein Wind, der in einen gewaltigen Sturm ausartet. Es zischt, pfeift, heult, braust, dazwischen Schellenklingeln, Klappernlärm und lautes, gellendes Lachen. Ein Zug kommt und geht über die Bühne. Es ist ein zweites Gesicht. Narren in den Costümen aller Zeiten und aller Völker von Adam an bis zum jüngsten Menschenkind. Schweigend wandeln sie einher. Da plötzlich bricht Alles in ein lautes Bacchanal aus, die Musik setzt wieder ein in lautes Jubeln und Klingen. Adam springt, sein jüngstes Ur- u. s. w. Enkelkind auf dem Arm, wie toll herum, die Masken klatschen dazu Bravo.)

Adam.

Narren, fallet dankend nieder!

(Alle thun es.)

(Ehe der Vorhang fällt, tritt das zwanzigste Jahrhundert vor und spricht zu den Zuschauern.)

Zwanzigstes Jahrhundert.

Grüß euch Gott! Wir sehn uns wieder!

Die Vision des Vivisectors.

Ich lag im Bette und wälzte mich unruhig hin und her und bedachte dabei mein Tagewerk. Von Profession Kritiker, hatte ich natürlich das Secirmesser wieder weidlich handhaben müssen. Mit größter Lebhaftigkeit dachte ich an die unglücklichen Väter der von mir secirten Kinder. Da plötzlich fühlte ich, wie mir ein Strahlenschleier über die Augen gedeckt wurde, der mich vollständig willenlos machte, aber mir die Sinnesthätigkeit nicht raubte. So lag ich denn nun starr da. — Was ich da erlebte, war geradezu schauderhaft. Steht plötzlich im hellen Strahl des Mondes ein schwarz gelockter, gluthäugiger Jüngling mit hohlen, fahlen Wangen vor mir, schwingt in der Rechten ein blitzendes Messer, reißt die wärmende Bettdecke mir vom Leib und — o Entsetzen — schneidet mir meinen Magen auf. Nach kurzer Prüfung ruft er pathetisch: „Gefunden, gefunden!" Na, denke ich, was hat denn der Kerl gefunden, etwa den Stein der Weisen oder sich selbst in meinem Magen? Das wäre möglich, denn dieser liederwimmernde Jüngling hatte mir stets im Magen gelegen. Aber nein! Schreit mich dieser entsetzliche Mensch an und sagt: „Du Erzbösewicht! ich habe es entdeckt, du kritisirst des Verdienstes wegen, denn dich hungert! Darum fehlt dir auch das Verständniß für wahre Kunst und wird dir ewig fehlen. Du kritisirst, weil du hungerst; ich aber hungere, weil ich dichte! O du Nichtswürdiger! Du hast das große, ewige Causalgesetz, was dabei waltet, in seiner Tiefe noch nicht durchschaut. Aber ich —." Er wollte noch weiter reden, aber ein kleines, graues Männchen mit spitzer Nase drängte ihn bei Seite, daß er meinen Augen entschwand, zog eilfertig eine Knochensäge hervor und — o Graus — schrr, schrr, schrr — sägte er mir die Schädeldecke ab, klappte bedächtig auf, prüfte sorgsam mit seinen forschenden, zwinkernden Aeuglein und sprach mit scharf accentuirter Stimme echt professorenmäßig, wie wenn er ein Colleg über Logik hielte: „Natürlich, mein Herr, mein genialer Scharfsinn hatte es ja

errathen; die einzig richtige Voraussetzung, die ich ja empirisch hätte beweisen können, die mir aber nach reiflich phrenologisch-anatomischer Analyse erst recht gewiß wird, war die, daß Sie aus Zerstörungs-trieb Kritik schreiben. Denn, warum haben Sie aus dem wunderbar schönen architektonischen Aufbau meines Systems mit freventlicher Hand Gedankenbausteine herausgerissen, daß es einstürzte und mich beinahe unter seinen Trümmern begraben hätte? Wahrlich, ich möchte Ihnen die Trümmer an den Kopf werfen!" — O weh, das wäre schlimm gewesen, denn er hatte dickleibige Folianten geschrieben. Aber der Mann war wirklich ein Philosoph; mit philosophischer Gelassenheit deckte er die Schädeldecke wieder auf meinen Kopf, stieg dann in den noch geöffneten Schlund meines Magens hinein und schloß ihn hinter sich. — Brrr! Wie der Kerl schmeckte: nach allen Jahrhunderten! Ich konnte ihn nicht verdauen, sondern mußte ihn wieder von mir geben. Ueber den Evolutionen meines Magens hatte ich gar nicht gemerkt, daß mittlerweile ein dicker, jovial aussehender Herr herangetreten war — ich erkannte ihn genau als einen viel gelesenen Schundroman-Schriftsteller. Donnerwetter! Der Kerl verdiente ein Bärengeld mit seinem Zeug! — Er öffnete also die Schädelklappe wieder und fing an zu studiren. Er schien von den Ergebnissen seiner Untersuchung befriedigt zu sein, denn er schmunzelte ganz vergnügt: „Ja, ja, mein Lieber, es ist gar kein Zweifel daran, daß in Ihrem Spatzengehirn die Phantasie nicht hat Platz nehmen können. Was Wunder, daß Sie sich dafür am Schicksal rächen und Kritiker spielen. Natürlich machen Sie dabei die größten Dummheiten und halten, weil es Ihnen eben an Phantasie fehlt, meine der Natur abgelauschten, realistischen Romane für unnatürlich! Mageres Kritikaster-Seelchen, wollen Sie nicht lieber etwas Vernünftigeres anfangen? Vielleicht meine Manuscripte abschreiben? Na, wenn nicht! Auch gut! Beim Publikum schaden Sie mir schon lange nicht! Das kennt den Rummel besser!" Sprach's, ging stampfend auf den Mondstrahlen zum Fenster hinaus auf's nächste Dach, wo gerade unter lautem Miau ein Katzenroman sich abspielte, den er wahrscheinlich beobachten

wollte. — Plötzlich ward die Strahlenbrücke, wahrscheinlich von einer darauf lagernden Wolke, hinter ihm abgebrochen und — ich erwachte mit riesigen Kopf- und Magenschmerzen. — Daran war natürlich meine Toni wieder Schuld gewesen!

Narrenkapitel.

Was ist ein Orden?

Das kann Ihnen jedes Kind sagen, das sich einmal beim Spiel mit glänzendem Flitter behängt.

Nicht wahr, die Orden sind dazu da, etwas zu bedecken —

Ja, wie man's nimmt — etwas zu bedecken oder zu verdecken, das bleibt sich aber gleich. Sie sitzen meistens auf der Brust.

Weshalb denn nicht auf dem Rücken?

Gott, sind Sie einfältig, weil — nun, weil sie Jeder hinter dem Rücken nicht anerkennen würde.

Es wäre doch eine schöne Sache, wenn die Dinger auf dem Rücken getragen würden.

Ja, das wäre dann eine Wonne, möglichst viele Vormänner zu haben, an deren Hinteransicht man sich erfreuen könnte. Und besonders aus dem Grunde, weil heutzutage Alles rückwärts geht.

Was? Rückwärts? Das sagen Sie, Mensch des neunzehnten Jahrhunderts! — Bei unserm rastlosen Fortschreiten —

Ja, wir schreiten fort, richtig, mein Lieber, aber wohin? Unser Horizont rückt mit uns vor, aber es bleibt doch immer die Grenze zwischen Himmel und Erde sichtbar, wenn nicht Nebel uns kaum drei Schritte weit sehen läßt.

Bedenken Sie, wir schreiben mit dem Blitz, fahren mit dem Dampf und zeichnen mit der Sonne —

Wissen Sie, wohin die Fahrt des Lebens geht, was wir zuletzt noch zu schreiben haben, und welche Grimassen und Fratzen zu zeichnen? Immer dasselbe? Wenn das wäre, so wäre ja die arme Menschheit unendlich zu bedauern.

Ach, die Menschheit hat ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft und läßt sie sich nicht rauben. Glauben Sie etwa nicht daran?

Natürlich, mein Bester! Auch ich habe mein Utopien!

Na, also!

Darf ich Ihnen mein Utopien näher schildern? Sie müssen mir das nicht übel nehmen, ich scherze nämlich gern; etwas unschuldig, ohne böse Absicht — aber Sie sind doch nicht empfindlich?

Meine heiligsten Ueberzeugungen lass' ich mir nicht nehmen, die wurzeln zu fest —

Schön — fliegen Sie also mit mir zu den seligen Gefilden, auf deren Gestade man bei weitem nicht so langweilig antik dahinlebt, als auf dem bekannten Bilde anschaulich zu sehen ist. — Sie kennen doch das farbentrunkene Eiland Meister Böcklins?

Wo die schönen, nackten Frauenzimmer —

Pfui, Sie Barbar — wer nackt ist, darf heutzutage nicht schön sein — nein, Pardon — man wird aus den Leuten nicht klug — was schön ist, darf heutzutage nicht nackt sein —

Wegen der höheren Töchter! — So! Verrückt sind die Begriffe jedenfalls — Bei der jahrtausend langen Entwicklung!

Sie wollten mir ja ihre vollkommene Zukunft schildern!

Richtig — Also machen Sie die Augen auf. — — —

Das Zeitalter der absoluten Narrheit ist angetreten. Der Narrenstaat hat sich etablirt. Die höchsten Güter der ächzenden Menschheit, Freiheit und Gleichheit in stultitia, sind hereingebrochen. Doch trotzdem gibt es da noch Könige, Fürsten, Grafen, Barone, doppelte und einfache Adelige, aber der Unterschied ist, daß diese nach Narrenverdienst und Würdigkeit mit ihrer Würde betraut sind, nicht nach der größeren oder geringeren Zahl der Urahnen, denn es gilt durchaus als eine fromme Legende, daß Adam adelig war und daß die bürgerlichen Narren von einem bürgerlichen Affen ihren Ursprung leider ableiten müßten. Ein jeder Narr ist freier Herr seiner selbst, aber durch seine Erziehung zu einer solchen Größe der Anschauungen herangebildet, daß er unbedingt der größeren, überzeugenderen Narrheit sich fügen wird. Um den Narrenstaatsbürger oder Staatsnarrenbürger zu energi-

schem Handeln anzufeuern, wird von dem jeweiligen König, das heißt, dem in jeder Hinsicht prävalirenden Geiste unter den Narren, ein mächtiges Kapitel abgehalten, wo die strebsamen Bürger belohnt, die lässigen bestraft werden, überhaupt nach jeder Richtung das gute Prinzip ausgezeichnet und das böse geschändet wird. Dabei werden Titel und Orden, Würden und Ablässe ertheilt.

Der Tag des Narrenkapitels ist angebrochen, Alles tummelt sich herum in froher oder beängstigender Erwartung seiner Beurtheilung. Manchem Jüngling schlägt das Herz in heiligem Zagen, denn es ist mit dem Kapitel die feierliche Narrentaufe der herangewachsenen Jugend verbunden, manche Jungfrau gibt sich süßen Ahnungen hin, deren Verwirklichung sie sich kaum auszumalen getraut in all' den lockenden, verführerischen Gestalten einer überreichen Phantasie. An die Taufe schließt sich nämlich sogleich die Aufnahme in den allgemeinen Narrenehebund an, der sich über das ganze Reich erstreckt und eine äußerst praktische und angenehme Institution ist. Auf diese Weise ist ein Familienleben en gros wunderbar beschützt. — Die Narren, alte und junge, haben sich eingestellt, ein heiliges Geplapper und Geschwätz ruht auf der versammelten Menge, die in andächtigem Lärm ihren innersten Gedanken nachgeht. Nach Auftritt des Narrenkönigs tritt lautes Beifallsschweigen ein. — Man vernimmt folgende Worte:

Mein getreues Narrenvolk!

Wir, von Unsren Gnaden König dieses Reiches, haben euch her entboten, Unser größtes Fest gemeinsam zu begehen. Ich erkläre hiemit das Kapitel für eröffnet. Unser Kanzler wird Unsere Bestimmungen verlesen. Zuvörderst wird Se. Heiligkeit, Unser getreuer Papst, die Taufe an Unseren Jünglingen und Jungfrauen vollziehen. Sie treten zuerst vor! —

Der Zug der Jugend naht, die Jungfrauen, züchtig entschleiert, in leichtem, durchschimmerndem Gewand, die Jünglinge mit einer Binde um die Augen — denn sie werden durch die Taufe auch in den allgemeinen Reichsehebund aufgenommen und dürfen deswegen nichts sehen! — Nachdem sie in Reih' und Glied

aufgestellt, tauft sie der Reichspapst vermittelst eines sehr summarischen Verfahrens, was eine gewisse Aehnlichkeit hat mit den heutigen Vorkehrungsmaßregeln bei Gelegenheit eines großen Brandes. Darauf küßt er ihnen, Jünglingen und Jungfrauen, sämmtlich die Füße und vergibt ihnen im Voraus je drei Sünden als Trost für den baldigen Verlust ihrer jungfräulichen Herrlichkeiten. Nach diesem Akt sind sie offiziell verheirathet und haben das unbestreitbare Recht, vom Staat einen Ehegenossen zu verlangen. —

Jetzt kommt der Hauptheil des Festes, das eigentliche Kapitel. Der Kanzler, ein spindeldürres Kerlchen, dem die drei Weisheitszähne schon lange ausgefallen sind, tritt auf. Er hat eine große Rolle in der Hand, fuchtelt damit entsetzlich herum und schreit mit heiserer, angenehmer Stimme in die andächtig staunende Versammlung:

„Ihr Narren! Hört! Wir haben erkannt, daß in unserem Staat, wo die absolute Gleichheit herrscht, nur eine Tugend eines guten Staatsbürgers gefördert werden darf, der erhabene Ehrgeiz. Denn ihr alle sollt nur nach der Ehre geizen, eure Pflicht für die Allgemeinheit zu erfüllen. Denn da aller Besitz dem Staate gehört, alles Geld in die Staatskasse fließt, braucht ihr euch nicht um Erwerbung von Schätzen zu mühen; da eure Kinder vom Staat erzogen werden, braucht ihr nicht für sie zu sorgen. Ich könnte noch viel aufzählen, was ihr alles nicht braucht, quae cum ita sint. Ihr braucht nur ein großes, edles Herz zu haben, alle eure Kräfte anzustrengen, im löblichen Ehrgeiz dem Staat zu nützen.

„Der früher als größte Tugend anerkannte direkte Egoismus ist ein gräßliches Laster geworden. Wir dürfen ihn nicht protegiren. Nur insofern, als er nach Würden trachtet. Denn dieses Trachten ist der alleinige Grund unseres Staates, auf welchem er sicher und fest ruhen wird. Wenn ihr das nicht versteht, so schadet es euch nichts. Das werdet ihr aber verstehen, daß wir positive und negative Orden gestiftet haben zur Förderung und Hebung des Bewußtseins, einem Staate, wie dem

unsrigen, anzugehören. Der heutige Tag ist die Zeit, wo ihr die Früchte eures edlen Staatsbürgerthums ernten werdet. Tretet vor, wenn ihr euch getroffen fühlt! Hier liegt eure irdische Befriedigung!"

Dabei weist er auf mehrere hochgeschichtete Haufen glänzender Gegenstände hin, die in den Sonnenstrahlen funkeln und leuchten. Es sind kleine Kreuze, Münzen, Sterne, Knöpfe, Tressen u. s. w. in buntem Gewühl. —

Darauf macht sich der Kanzler an seine Registerarie. Er entrollt eine unendliche Pergamentrolle. An jeden kleinen Berg der aufgeschichteten glänzenden Dinger tritt ein Narrenrath, ganz ungeachtet, ob er früher Schuster, Tanzlehrer oder Schornsteinfeger gewesen, zu Vertheilung der Belohnungen resp. der Rügen. Es geht los. Sichtliche Bewegung unter dem Narrenvolk. Rothe Gesichter und glänzende Augen. Brünstiges Entzücken und wonnevolles Versunkensein neben aschfahlem Todesblick Derer, die einen Rügenorden oder besser eine Ordenrüge empfangen sollten. Sie werden gewiß nie wieder ihre Staatspflicht vernachlässigen, sie werden gewiß wieder sparen für sich oder faullenzen, die Bösewichter! Nun werden sie wohl ordentliche, besonnene, unegoistische, stets das Beste wollende Narrenindividuen werden! Ganz gewiß! — Wie auch nicht, bei dieser gleichartigen Erziehung!

Jetzt ertönt der Aufruf:

„Alle vor, welche fest überzeugt sind, stets fleißig und arbeitsam gewesen zu sein!"

Mächtiges Gewimmel — o, die Moral im Narrenvolk ist herrlich — Alle wollen vorstürzen, Viele stutzen, Einige machen halben Weges Halt, Wenige treten empor zu dem geweihten Ort.

„Hier! Empfangt den Ameisenorden mit Spinnengewebe!" Unendliche Rührung — ha, wie die kleinen goldenen Thierchen funkeln — und die Augen von Brillanten! Oh, oh, oh! —

Die Tapferen treten vor!

Gedränge — sie stehen oben. —

„Hier! Empfangt den schwarzen Hasenorden mit Kohllaub! Bedenkt den Tiefsinn, so wahr es keine schwarzen Hasen gibt, so wahr sollt ihr auch nicht feige sein!" — —

Um Himmelswillen, hören Sie auf, ich werde sonst verrückt! Oh, der Unsinn — Ameisenorden mit Spinnengewebe — schwarzer Hasenorden mit Kohllaub — entsetzlich — profan — hören Sie auf, hören Sie auf — Sie machen mich in meinen heiligsten Ueberzeugungen doch nicht wankend — ich glaube an die große Zukunft des Menschengeschlechtes —

Was wollen Sie? — Ich auch! — —

Ahasver im Carneval.

Eine Vision.

Ich war betrunken. Oder so etwas Aehnliches. Denn plötzich fühlte ich, wie in meiner Seele Etwas zu beben und zittern begann — ein gar seltsames Rauschen fuhr durch ihre Hallen — ein greller, blendender Lichtstrom zuckte durch sie hin, von meinen Augen fiel die Binde — und plötzlich schaute ich Alles in strahlender Klarheit vor mir — nichts war mir verborgen: ich sah in einem Augenblick das Volk der Juden durch die Wüste ziehen; ich stand am Nil — sah dem Aufbauen der Pyramiden zu — Alexander, Cäsar, Christus, Nero — das ganze Mittelalter — die Neuzeit — Columbus und Friedrich der Große — majestätische Massenbilder und Einzelscenen: Alles stieg vor mir auf — tanzte an mir vorüber — in wildem, phantastischem Reigen — ja: ich mußte heillos betrunken sein ... oder begeistert — oder so etwas Aehnliches ...

Ich weiß es heute noch nicht ...

Ich werde es nie erfahren ...

Und ich sah auch Einen mitwalzen, den tollen Carneval der Weltgeschichte — der war anders als die Andern — ganz anders...

Ich wußte es: das war Ahasver ...

Ahasver! Ich hatte ihn nie vorher — ich habe ihn nie wieder nachher gesehen — ich werde ihn nie wieder sehen ...

Aber vor meinem geistigen Auge kann ich seine Gestalt heraufbeschwören, so oft ich will — ich muß es, oft wenn ich nicht will...

Denn der Urewige hat mich an sich gebannt — er hat mir **einen** Theil seines Wesens eingehaucht, als er mir damals in **brennender** Handgreiflichkeit erschien — eine verzehrende Sehnsucht nach dem Ende der Dinge haust seitdem in meiner armen Sünderseele und ein verzehrender, nimmer zu stillender Drang zu schweifen, zu wandern, zu sein im Werden — zu werden im Sein...

Komm her, lieber Ahasver, sei so gut und setze dich auf den wackeligen Stuhl, dem einzigen meiner Träumer-Mansarde — ich setze mich auf die Bettkante...

Nun los! Sag' mal Schwager, wie alt bist du eigentlich?...

„So alt wie Gott!"

Hui — mein armes, kleines, menschliches Spatzenhirn!...

Und wie alt wirst du werden?...

„Ich lege mich schlafen am großen Welten-Aschermittwoch!..."

Wann wird dieser gebenedeite Tag im Osten angefahren kommen?...

„Wenn Lucifer und Mademoiselle Aphrodite ihr Duell ausgefochten..."

Kennst du den Herr Dr. Prometheus?

„Das bin ich und das bist du — ich bin es aber länger als du..."

Ich verstehe dich nicht...

„Du bist ein Mensch..."

Du nicht?

„Ich auch — aber ich stamme nicht von den Affen ab..."

Sondern?

„Mich zeugte der Gedanke und der Sturm..."

So bist du doch kein Mensch...

„Wie man es nehmen will!"

Hast du Frau und Kinder?

„Meine Frau ist die Zeit — meine Kinder sind die Gedanken Gottes..."

Das verstehe ich wieder nicht...

„Du Esel — dann laß' mich ein ander Mal zufrieden..."

Sprach's und verschwand ...

Ich armer Tropf war wieder allein ...

Als ich eine pauvre Thräne zerbrach, kam plötzlich eine Fliege aus meiner Nase heraus und blies sich in fünf Sekunden zu einem Luftballon auf ... Die Fliege stammte aus dem Marstall Ahasvers ... Auf der einen schillernden Flügeldecke war ein zartes, kokettes „A" eingravirt ... Aha! dachte ich ...

„Na, man endlich los!" summte eine geisterhafte Liliputerstimme aus dem Ballon-Gewölbe ...

Was soll ich denn?

„Na — einsteigen — hurtig!"

Ich kroch in die Gondel — in der nächsten Sekunde schwebte ich viele Millionen Meilen über der Erde ...

Die Geschichte kam mir doch etwas putzig vor ...

„Warum siehst du das All-Rohr nicht?" summte die Stimme wieder ...

Wo denn?

„Unten auf dem Boden der Gondel!"

Ich sah nach und entdeckte eine winzig kleine Röhre — nahm sie behutsam in zwei Finger — setzte sie vor das rechte Auge und — und: Unter dem Baum der Erkenntniß saß Frau Eva und nährte den jüngsten Hohenzollern-Sproß ...

Der Anfang der Dinge schloß sich zusammen mit dem letzten Momente des Seins zu einem Riesenringe ...

Unter dem titanisch gewölbten Laubdach des Erkenntniß-Baumes spielte sich in einem Akte die große Tragi-Komödie der Welthistorie ab ...

Ich sah alle Wesen, die seit dem ersten Tage der Paradies-Existenz bis heute aus dem Mutterleibe an's Sonnenlicht geklommen, mit Hülfe des All-Rohrs in ihren millionenfachen Beziehungen zu einander ...

Cäsar warf die rebellischen Gallier nieder und zugleich — — wunderbare, mystische Identität von Zeit und Raum! — erzählte er einer ohrengespitzten Gymnasiasten-Sippe seine Heldenthaten haarklein ...

Alexander lag in den Armen einer üppigen Inderin und saß zugleich auf dem Katheder eines Universitäts-Auditoriums, von dem er in glattem, fehlerlosen Deutsch-Englisch-Französisch-Spanisch-Italienisch mit einem Male die Geschichte seiner Orientzüge ausplauderte ...

Messalina saß, mit ihrer Urgroßmama Eva an Einfachheit und Ursprünglichkeit der Gewandung keck rivalisirend, in ihrem schwülen Männerharem — und zugleich führte sie den Vorsitz in der modernen Sitzung eines modernen Frauen-Vereins für Emanzipation, Aufklärung, Bordell-Gewerbefreiheit und sonstige nonnenhafte Keuschheitsgelüste ...

Madame Goethe warf ihren Wolf und flüsterte in demselben Augenblick Monsieur Düntzer in's Ohr, was er über die Herzens- und Hausessachen ihres Sprößlings gelegentlich mal an die große oder kleine Weltglocke hängen sollte ...

Die Franzosen setzten ihre wahnsinnig schöne Pygmäen-Revolution in Scene und zogen zugleich mit ihren afrikanischen Menagerie-Sehenswürdigkeiten in Gedanken in Spree-Babel ein, das gerade über seine Kolonial-Mission nachdachte ...

Hannibal watete, roth bis an den karthagischen Nabel hinan, bei Cannä im Römerblut — und zugleich zechte und schwelgte er in Frankfurt mit dem halbverrückten Grabbe, der ihm bei verschiedenen Gläsern Rheinwein das historische Räuspern und Spucken abguckte, um ihn abzukonterfeien ...

Und so weiter — und so weiter ...

Mir wurde bei diesem phantastischen Allerwelts-Gekrabbel zu Muthe, als hätte ich eine starke Dosis Brechwein hinabgewürgt ...

Aber es sollte noch toller kommen ...

Denn plötzlich entdeckte ich meinen Schwager Chronos-Ahasver — auf einem fadendünnen Zweige des Baumes der Erkenntniß sitzen. Da hockte er ganz wohlgemuth, schaute zwar etwas mumienhaft steinalt aus, aber doch ganz respektabel, blitzsauber und appetitlich für eine jüngere Hagestolzin ...

Er rauchte mit islamitischer Gelassenheit seine historische Pfeife — das Mundstück war schon recht zerkaut und zerfasert!

— baumelte nach der Melodie „Anna, zu dir ist mein liebster Gang" mit seinen streichholzmagern Lieutenantsbeinen lustig in die Paradiesluft hinein und schien sich ganz menschlich-göttlich über die grotesken Späße und Possen seiner Unterthanen zu amüsiren ...

„Was machst du denn da?" rief ich ihm aus meiner himmlischen Höhe zu ...

„Ich denke die Weltgeschichte weiter ...," knurrte er ...

„Wie machst du denn das? ..."

„Brauchst du das zu wissen, Grünschnabel? Hast du etwa schon ein Buch geschrieben? ..."

„Noch nicht — kann aber noch kommen ..."

„Na — dann warte gefälligst so lange ... Dann wird's dir schon von alleine klar werden ..."

„So?"

„Freilich!"

„Ach, was du sagst ..."

„Jetzt laß mich zufrieden — störe mich nicht! Ich bin gerade dabei, etwas vorzuarbeiten ... Denn alle Tage mag ich das verdammte Denken nicht ausstehen ... Unsereiner will auch seine Erholung haben ..."

„Wo bist du denn jetzt? ..."

„Im einundzwanzigsten Jahrhundert! ..."

„Was passirt denn da Alles? ..."

„Da werden u. A. Sue, Ebers, Dumas, Dahn, Bebel und Disraeli heilig gesprochen — natürlich von der griechisch-katholischen Kirche! ..."

„Ach!"

Mir war's, als ich diese überraschende Kunde vernahm, als hätte ich die moralische Verpflichtung, flugs aus meinem Luftballon in den Pfeifenkopf des Altmeisters zu fallen ... Das that ich denn auch, und so ging ich dann allmälich in Rauch auf ... In diesem Stadium der Auflösung dichtete ich schnell noch eine Ode auf den Gothaischen Leichenverbrennungs-Ofen — nicht etwa auf den Adelsalmanach! — durchlebte alle Wonnen

einer prähistorischen Ketzer-Verräucherung und starb schließlich selig und zufrieden in dem Bewußtsein, nicht ganz umsonst gelebt zu haben! ...

„Hätte der Kerl ein Buch geschrieben — wäre dem Tölpel dieser Prozeß nicht passirt," das waren die letzten Worte, die ich meinen Freund Ahasver in seinen pyramidal alten Bart knurren hörte ...

Als ich mich ganz todt fühlte, spürte ich plötzlich ein eigenthümliches Zwicken, Kneifen, Wackeln an meiner linken Schulter...

„Lebst du denn eigentlich noch?" dachte ich so für mich hin ...

„Wollen Sie nicht gefälligst ein Brausepulver nehmen, Herr Dichter? ..."

Betty, meiner Wirthin holdseliges Töchterlein, stand vor mir und lud mich zu dem pikanten Morgentranke ein ...

„Warum denn?" stotterte ich etwas verwirrt ...

„Da fragen Sie noch? ..."

„Bin ich denn gestern Abend betrunken nach Hause gekommen? ..."

„Na und ob!"

„Ach! na—dann geben Sie 'mal her! ..." Doch ehe ich trank, fragte ich noch: „Aber ich bekomme doch nachher zur Belohnung für meine Folgsamkeit auch einen Kuß? ..."

Betty lächelte etwas verlegen ...

„Nicht?"

„Trinken Sie nur erst, Herr Dichter! ..."

Ich trank ...

„Nun?"

Betty antwortete nicht ... Da war ich keck — zog sie zu mir hernieder — auf's Lager — drückte meine heiße Stirn auf ihre kalte, morgenfrische — trank brennende Küsse von ihren Rubinlippen — und dachte à la Ahasver die Weltgeschichte ein winziges Stück weiter ...

Ich habe mich nicht verdacht — also wird es mir auch Keiner aus der Narren-Liga der Menschheit hinfüro verdenken! ...

Narrenbrillen.

Ist es besser zu sehen oder nicht zu sehen? —

Das kommt ganz auf den Gegenstand an.

Nein, die Hauptsache ist, ob man etwas sehen will oder nicht. Da nun der Wissensdrang uns treibt, Alles sehen zu wollen, das Angenehme wie das Häßliche, was machen wir da? —

Setzen wir uns eine Brille auf die Nase.

Hurrah — o der Mensch ist ein kluges Geschöpf. — —

Im Carneval des Lebens treiben sich allerhand Brillenträger herum; Gott, die Brille mit den schönen bunten Gläsern sitzt nicht Allen gleicherweise auf der Nase; aber man merkt doch bald heraus, daß irgend etwas ihren Blick anders färbt, als bei Rechtsehenden.

Keiner sieht recht.

Der Mensch ist ein geborner Brillenträger.

Was sollte das arme, zuckende Menschenherz auch machen! —

Selig sind die Nichtschauenden und doch Sehenden — Erlösung aus dem verfluchten Dilemma.

Wir haben sie; die echte Menschlichkeit weiß sich stets zu helfen, und schauen wir alle die Anstalten an, die das Menschenhirn ersonnen, sich die Welt behaglich einzurichten: als Himmel, Hölle, Kirche, Religion im Allgemeinen, Philosophie, Musik, Literatur, die ja allesammt dazu dienen, einen gewissen Prometheusschmerz zu betäuben, der stündlich an unserer Leber fräße — so müssen wir gestehen, Respekt vor solchen Köpfen! Respekt vor dieser Narrengröße, vor diesen Religionsstiftern, diesen Weltweisen, diesen Poeten, sie lehrten uns, eine Brille uns auf die Nase zu setzen. Wir schauen durch: Ach, die Welt ist schön und die Menschen sind gut, und wir selber sind die edelsten Geschöpfe unter Unseresgleichen und wir liegen uns rührend in den Armen und schauen uns begeistert in die Freundesaugen.

Klingling!

Wir wollen einmal bei Seite treten und den Zug an uns

vorbeiziehen lassen, Es lärmt und tobt; Manche schleichen still vorüber mit dem Lächeln eines glücklichen Kindes auf den Lippen, Andere schreiten stolz wie triumphirender Sieg, mit hohem Haupte und mit hoher Nase, Andere — wir werden sehen!

Aber Allen ist die Brille gemeinsam, die unsichtbar-sichtbare, ohne sie, wer wollte da an ein irdisch Glück denken? Vielleicht drunten einmal, im kühlen Grabe! —

Pfui, noch sind wir lebendig! Noch klingt das Glöcklein! — Putzt die Brille wieder etwas mit eurem Taschentuch, wenn ihr eins dafür habt nota bene, und lebt dann ruhig weiter.

Also putzt die Brillen und Nasen! So —

Sie kommen!

Wir wollen ihren Worten lauschen, in ihr Herz blicken und sie beneiden.

„Dasein! Du Wunderding, ich stehe vor deinen Räthseln und staune. Natur, o daß du mir deine Seele offenbartest, die das All durchzittert und von der auch ich ein Stück bin! — In deinem Schweigen sprichst du zu mir beredter als Menschenzungen Worte finden; in deinem Groll redest du zu mir wie Gott aus dem Flammenbusch u. s. w. —"

Der Mann hatte eine Wunderbrille auf der langen Dichternase. Hört er erst einmal auf, sich zu wundern, wird's aus sein mit dem Menschen und Poeten. Nicht wahr, Papa Plato! —

Weiter!

„Geliebte, könnte ich für dich sterben, welche Wonne!"

„Alter Esel, vor Allem lebe erst einmal mit mir!"

Die Beiden tragen köstliche Brillen — er eine rosenfarbene, sie eine fleischfarbene. Es ist die Frage, welche am längsten ihre Farbe behält — schließlich, wenn man bedenkt — sie ist ein hübsches Mädchen mit allen Reizen ihres Geschlechtes — er ein idealer Jüngling voll Feuer und Leidenschaft — sie werden wohl im Grunde — doch — Pardon! Ich will lieber die Brille der Sittsamkeit aufbehalten. Vorläufig, Verehrtester, Sie ja auch, wenn Sie in anständiger Gesellschaft sein wollen. Und das bin ich immer.

Ha, welch' grimmer Blick! Wie ballt der die Faust — im Sacke! — Es ist ein — favete linguis! — Volksbeglücker. Er brummt schreckliche Worte in den langen Pessimistenbart. Es ist jetzt Mode, daß die Pessimisten lange Bärte tragen, damit sie eben hineinmurmeln können. Die Leute verstehen sie nun einmal doch nicht.

Ein Volksbeglücker Pessimist! Ich danke! Das ist dasselbe, wie etwa der Bock als Gärtner, der Lieutenant als Idealist, die höhere Töchterschule als Entbindungsinstitut oder gar ein objektiver Kritikus.

Dieser Volksbeglücker sieht erstlich, wenn er an das Volksbeglücken denkt, durch eine purpurrothe Weltuntergangsbrille, Alles erscheint roth wie Blut, die hervorstechenden Punkte brennen wie Feuer; er weist mit flammenden Worten darauf hin. Seine Lieblinge sind Tyrannen und Despoten. Auch er ist Despot, nur — gegen sich nicht. Das wäre eine Brille weit höheren Grades und gehörte eben zu den allerraffinirtesten Genüssen, die durch die größte Kraftanstrengung erst gewonnen werden. Es schmeckt uns einmal das am besten, was am weitesten hergeholt und am schwersten zu produziren ist. — Im Grunde seines Herzens glaubt der Mann an gar nichts, da er eben ein Pessimist ist, trotzdem es neuerdings auch einige gläubige Pessimisten geben soll.

Eine der köstlichsten Narrenbrillen ist die veilchenblaue Himmelsbrille, die viele Menschen auf der Nase tragen, welche wir Optimisten nennen. Nein, diese schöne, herrliche, reizende, entzückende Herzenswelt! Man möchte sie sammt ihren Geschöpfen an das freudenselige Herz drücken und vor Liebe auffressen. Ist das schön hier! Ach, seht doch die wunderschönen Weiber! Wie ihre Wangen glühen. — Die Brille verhindert, daß sie die Schminke sehen — daß sie den Todeshauch vernehmen, der durch die Schöpfung weht, wenn die welken Blätter fallen und die grünen sprossen. — Daß sie nicht verstehen wollen, wozu diese ganze Geschichte, was wir Welt nennen, — zu nichts! — Diese Brille ist wohl von dem größten Optimistiker gemacht, der je gelebt hat

wenn nicht viele Köpfe sich zu diesem grandiosen Kunststück vereinigt haben, oder vielmehr viele — Herzen! —

„Ah, schönen guten Morgen, hochgeehrter Herr ganz geheimer Geheimrath!“ „Guten Morgen, Herr Geheimrath!“

„Ich gratulire — hat mich unendlich gefreut —“

„Ja! Mich auch — ich werde wohl nun bald keinen Platz mehr an der Brust zu vergeben haben!“ —

Der Herr ganz geheime Geheimrath hat gewiß sechs erwachsene Töchter, die nun bald alle — Gott sei Dank — an angehende Geheimräthe verheirathet sind, die dann Platz an seiner Brust finden sollen. Der menschenfreundliche Herr ganz geheimer Geheimrath! Halt, nicht zu voreilig! — „Kam ein Piepmatz geflogen!“ — Der Herr ganz geheimer Geheimrath hatte einen Orden bekommen, wegen seiner als ganz geheimer Geheimrath geleisteten Dienste — Oh! — Hut ab! —

Ha, welch' eine weite Perspektive eröffnet sich da über die Narrenbrillen. — Mit welchen Augen schaut ein ganz geheimer Geheimrath in die Welt, mit welchen ein bloßer Geheimrath und mit welchen ein bloßer Rath! Gar nicht zu reden von der fünften Klasse. — Die Weltanschauung dieser Menschen — wir sind alle Menschen — wird bewerkstelligt durch eine grüne Hoffnungs- und eine gelbe Neidesbrille. — Mehr als bei andern Menschen?

Na, doch wohl etwas mehr, Herr Oberlehrer! —

Das Leben ist eine Kette von Illusionen, vielleicht selbst eine einzige Illusion. Wir sind alle die echten Narren, das nie läugnen zu wollen. Sorge ein Jeder für sein Theil, daß er die richtige Brille findet, ehe die Augen die Sehkraft verloren.

Ach Menschenkinder! Ich würde euch gern aufheitern und euch eure goldenen Träume lassen, euch nur ganz im Stillen um das wahre Narrenthum beneiden, aber seht, da sitzt einem so ein Schalk im Herzen, der uns heimlich zuraunt: „Du alter Junge, reiße denn mal die Schelmenkappe vom Kopf, du sollst mal sehen, was da Alles herauskommt, hi, hi! Nimm ihnen nur mal die Brille ab und die Decke vom Herzen!“ — Tröstet euch, ich hätte es nie vermocht, in diesen Sündenapfel zu beißen, der mich aus

dem Paradiese meines Menschenglaubens gejagt hat, wenn ich hätte denken können, ich wär' im Stande gewesen, euch gleichfalls diesen — Gefallen zu thun.

Komm, Kobold, es nützt nichts! Schrei' nicht so laut: Illusions perdues, Illusions perdues! Laß' sie doch ruhig ihren Faschingstanz weiter — träumen; rufe lieber:

Blaue Brillen! Rothe Brillen! Grüne Brillen! Himmelsbrillen! Höllenperspektive! Hurrah! Kauft, kauft! Hier noch eine funkelnagelneue schwarze Brille, mit der man gar nichts sehen kann! Die andern sind alle ausverkauft. Sie will natürlich keiner!

Kauft! Ha, ha, köstlicher Spaß! Sie wollen alle sehend sein, die blinden Narren! — —

Die Zweinasenmenschen.

Eine halb substantielle, halb ideelle Studie.

Jetzt weiß ich's: weil wir Alle so doppelseelig sind, sind wir „Modernen" durch die Bank so unselig!

Und — und: weil wir Alle so doppelnasig sind, sind wir — — nein! Weiter geht's nicht!

Denn „unnasige" Menschen?

Eine Unnasigkeit ist ein Anachronismus. Denn, wenn du keine hast, keine Nase, schneidet man, just gerade wie bei einer Hose, anderweitig ein Stückchen Fleisch aus deinem ehrenwerthen Corpus heraus, knetet es eins, zwei, drei zu einer ungefähren Nase und setzt diese metamorphisirte in die bekannte, bewußte Lücke!...

Ob eine derartige Manipulation gerade sehr angenehm, sehr empfehlenswerth, sehr ästhetisch schön ist, bleibe in die Ecke gestellt.

Aber das Schlimmste der Sache ist eben das: eine rechte und schlechte Einnasigkeit war, ist und wird ganz ebenso bis in die fernste Zukunft ein Anachronismus sein!

Sie fragen: „Wieso?"

Nun — ganz ernsthaft gesprochen — aber bitte, seien Sie **aus** tiefster Seele heraus, aus den Urtiefen ihres nach Hume **substantiellen**, nach Wundt aktuellen Seelenelements, aufmerksam: **auf** meine Lippen tritt eine verblüffende Weisheit, analog jener **allereinzigsten**, die neulich aus dem Munde eines weitbe**kannten** Professors, vor einem athemlos lauschenden Publikum, **troff**: „Meine Herren! Unsere Erde strotzt von Luft!"

Auch ich werde Ihnen jetzt etwas Aehnliches, etwas ebenso Originelles auf Ihre Frage antworten.

Warum also die Einnasigkeit ein u n temporärer Anachronismus — eine Widernatürlichkeit ist? Warum der Glaube an dieselbe ausgerottet werden muß mit Stiel und Stumpf?

Ich will's Ihnen sagen, verehrte Leser und Leserinnen: es hat nie und nimmer in der unkanntlich reellen Welt wirklich e i n nasige Menschen gegeben! Ich werde meine ebenso gewagte, wie natürlich wahre und einfache Behauptung beweisen . . .

Denn das kann ich von mir verlangen!

In dem Augenblicke, wo der Weltenschöpfer mit dem Empfangen der Menschheitsidee schon die erste, zwar noch etwas primitive, aber im Ganzen doch noch ganz unverdorbene, menschenhafte Kreatur geschaffen, wurde als ideeller Zwillingsbruder mit dem ersten Menschen, auf dem die Verantwortung und — Gott sei Dank! — in dem auch das Bewußtsein der Verantwortung ruhte — der Verantwortung nämlich, sich wie Meeressand, Weiberlaunen und lyrische Gedichte zu vermehren — — ich meine also und glaube mit weitgehendstem Rechte: mit dem ersten Menschen wurde als ideeller, nie zur Incarnation bestimmter, ewig zum Spiritusthum verurtheilter Zwilling, der durch den dem Menschen angebornen Heerdeninstinkt bedingte G e s e l l s c h a f t s-Gedanke, der durch das H e r r s c h e n und D i e n e n bethätigte C o r r e l a t i o n s-Gedanke der Individuen geboren!

Haben Sie begriffen, was ich so unklar als möglich nicht sagen wollte? Was ich, wenn ich eben vorher hätte wollen müssen, wie ich jetzt wollen muß, in die zwei Biederworte: „Herr" und „Knecht" hätte zusammenfassen können? Je ein-

facher und schlichter ein Mensch ist, je mehr ist er zum Zwölftel-dutzend-Menschen prädestinirt gewesen . . .

Den Gedanken geht es ebenso — sie sind die charakterisirenden, illustrirenden, deklarirenden Emanationen ihrer Schöpfer, ihrer Fabrikanten . . .

Es gibt auch Tuch- vulgo Zeugfabrikanten . . .

„Zeug" ist aber bekanntlich ein pièce de résistance-Terminus.

Verehrte Leser! Erkennen Sie noch nicht den genialen Zug, in den die deutsche Zunge bei ihrer Selbstschaffung geräth — erkennen Sie diesen Zug noch nicht? . . .

Aber ich fahre fort, indem ich auf die eigentliche Zweinasigkeit zurückgehe, die ich eben in ihrer Existenz und — noch mehr! — in ihrer logischen Existenzberechtigung vollständig neu durch die Existenz des gesellschaftlichen, durch die Natur bedingten Dualismus begründet sehe!

Das Zweinasensystem ist eine Consequenz dieses social-societären Dualismus. Man versteht mich hoffentlich nicht „miß".

Jeder ist Herrscher und Diener zugleich — Jeder ergötzt und läßt sich ergötzen. Nun weiß zwar die deutsche Literatur ganz genau, was sie zu Ebers' Entschuldigung: „homo sum" sagen soll — sie verzeiht dem Biedermann eben in ihrer wahrhaft majestätischen Milde und Sanftmuth — — aber da sie in unseren Zeiten kaum ein Fünkchen Einfluß auf das „profanum vulgus" und das andere, mithin inprofane Vulgus, hat, ist auch der schöne Brauch christlichen Verzeihens mit der Zeit mehr und mehr aus der Com-mode chevaleresker Urbanität gekommen und damit auch für die moderne und modernste Zeit das Zweinasensystem offiziell instituirt.

Denn: bin ich in diesem Augenblicke gerade, zufällig oder in richtiger Consequenz meiner Rufsverhältnisse im Allgemeinen (einfach „Ruf", Beruf, Hervorruf u. s. w.) Dienender, so riskire ich damit, die bewußte, zweite Nase zu erhalten, vor der sich die frühere zweite Nase — denn in dieser „schlechtesten aller Welten" gibt es nie eine Nase, da ist die ideelle Ergänzung der substantiellen ein durch den mikro- und makrokosmetisch-positiv-

objektiven Pessimismus bedingtes Naturgesetz! — verflüchtigt wie ein intimes Boudoirparfüm vor den zudringlich indiskreten Luftwellen der Promenade . . .

Bin ich im nächsten Augenblick durch den natürlichen Verlauf der Dinge Herrschender, so werde ich pflichtschuldigst meinen Untergebenen die zweite Nase anhängen, denn, was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig . . . Und billig wie Brombeeren, billig wie Frauengunst sind nun einmal zweite Nasen — und da will man noch über theure und schlechte Zeiten klagen!

Wir Kurzsichtigen! Wir Kleingläubigen!

Ich glaube also bewiesen zu haben, daß die Zweinasigkeit etwas durch das Wesen der Dinge natürlich Bedingtes ist! Ob sie sich freilich dereinst erhalten wird, wenn die Menschheit glücklich in Utopien eingelaufen ist — wenn wir im großen, allgemeinen Emanzipations-Tohuwabohu im heiß ersehnten Eden eines schrankenlosen Individualismus angekommen sind, das ist eben eine Frage der Zeit! Ich bin nicht so keck, ihre Existenz bis auf diese Epoche internationaler Verbrüderungs-Glückseligkeit garantiren zu wollen! Wird natürlich der offenherzige und offenbeutelige Nihilismus einmal die allein seligmachende Allerwelts-Confession; glauben nicht mehr die Poeten allein an seine Czarenmission, sondern auch andere mehr prosaische Leute — dann kann es allerdings mit dem Zweinasensystem zu Ende sein! Es kann — wer wollte das aber unverwüstlich glauben — wer, der seiner lieben, guten, philanthropischen Mitmenschen Herz und Nieren ein klein wenig geprüft hat? . . .

Zum Schluß noch eine Bemerkung: man könnte meuchelmörderisch die unverfängliche Frage aufwerfen: Ist die zweite Nase auch zu Schleimhautentzündungen berechtigt? Ich antworte darauf:

Gewiß! Warum nicht? Ich gehe sogar weiter. Ich behaupte: die zweite Nase ist mit dem Schnupfen geradezu identisch! Nur werden die Taschentücher in der Regel von den Thränen naß, die man zuweilen über die Existenz dieses Schnupfens vergießt! . . . Habe ich nicht Recht? . . . . — — —

Nachwort.

Die Herausgeber hatten ursprünglich die Absicht, das „Faschings-Brevier“ allein zu schreiben. Als sie aber auf den Gedanken gekommen, dasselbe zu einem Jahrbuch zu erheben, und den Entschluß gefaßt, für die folgenden Jahrgänge einen größeren Mitarbeiterkreis zu werben, glaubten sie, schon bei diesem ersten Bändchen damit anfangen zu dürfen, und zogen als Dritten im Bunde ihren gemeinschaftlichen Freund Georg Blume zum Mitarbeiter heran. Derselbe wird im nächsten Jahre durch verschiedene größere Beiträge vertreten sein.

Zum Schlusse noch eine Gewissensfrage: Sollen wir den nächsten Jahrgang mit Anmerkungen und Randglossen verbrämen? . . .

Die Herausgeber.

Inhalts-Uebersicht.

Von Hermann Conradi erschien soeben:

Daniel Leßmann, Wanderbuch eines Schwermüthigen, im Neudruck herausgegeben und mit biogr.-krit. Einleitung versehen. (Berlin, Kamlah.)

In Vorbereitung sind folgende Werke der beiden Autoren:

Moderne Sünden. Realistisches Skizzenbuch. (Gemeinschaftlich.)
Leichtlebig Volk. Bilder und Geschichten. (Gemeinschaftlich.)
Morgensterne. Satyrisch-ethische Anthologie. (Gemeinschaftlich.)
Gedichte. Von Johannes Bohne.
Lieder eines Sünders. Von Hermann Conradi.
Die jüngste Phase unserer Literatur. Von Hermann Conradi.
Zweischneidige Schwerter. Novellen-Cyclus von Hermann Conradi.
Der neue Don Quijote. Roman von Johannes Bohne.
Aus den Fugen. Roman von Hermann Conradi.
Der Retter. Modernes Lustspiel von Johannes Bohne.